Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Dein
Bon

40/L
15

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Erſter Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite

Eine Werbung auf dem Burgplatze 5

Zweites Kapitel.

Ein Ereigniß im Halterthale 17

Drittes Kapitel.

Das Geheimniß des Passauerwaldes 29

Viertes Kapitel.

Albin wird in einen Gänsestall gesteckt und beweist, daß guter Essig früh sauer wird 59

Fünftes Kapitel.

Albin concurrirt um eine Vetterstelle und sein Bruder erhält die Anwartschaft darauf 82

Sechstes Kapitel.

Der Wachtmeister und der Rekrut 100

Siebentes Kapitel.

Der Wachtmeister visitirt die Klause im Halterthal . . . 115

Achtes Kapitel.

Veronika wirbt Hilfstruppen und unterstützt die Operationen ihrer Herrin 125

Neuntes Kapitel.

Seite

Marquard und Albin enthüllen das Geheimniß im Halterthale und ſtoßen auf ein neues Räthſel 144

Zehntes Kapitel.

Ein Beſuch bei der Marcheſa Vendetta — ein Brief nach Konſtantinopel 164

Eilftes Kapitel.

Stimmungen und Vorfälle im Edelhofe. Eine geheime Unterredung. Hans Bergmann erhält vom Wachtmeiſter eine Beſchäftigung 182

Zwölftes Kapitel.

Eine intereſſante Unterhaltung der Brüder Depaul, welche ihnen und dem Leſer merkwürdige Reſultate liefert . . 195

Dreizehntes Kapitel.

Die Brüder Depaul und die Marcheſa Vendetta. Ein Traum und eine Auftrag 213

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Im Jahre 1712 lebten in ganz Nieder-Oesterreich nur acht Einsiedler, ohne daß unter ihnen irgend eine Verbindung bestand.

Die Klause am Kahlenberg, die Klausen bei Mödling, die Einsiedelei bei Ober-St.-Veit u. s. w. zeigen noch heute die Plätze an, wo damals die Waldbrüder ihre einsamen Wohnungen, ihre Klausen besaßen.

In dem genannten Jahre brach bekanntlich die große Pest aus, welche Gefahr die Eremiten veranlaßte, sich zu einer Art Bündniß zu vereinigen, in Krankheitsfällen sich beizustehen und nach dem Tode füreinander zu beten.

Der damalige Wiener Bischof Siegmund Graf von Kolonitsch — bekanntlich wurde die Wiener Kathedralkirche erst im Jahre 1723 zur Metropolitan-

kirche erhoben, und Graf Kolonitsch wurde somit erst in diesem Jahre der erste Erzbischof in Wien*) — übertrug den Franziskanern die Oberaufsicht über die Eremiten, und der Provinzial Alois Stöger war ihr erster Direktor in Nieder-Oesterreich.

Zu Rauchenwarth wurde unter Stöger's Vorsitz das erste Ordenskapitel der Eremiten abgehalten, und Gregor Radnitschak, Eremit zu Klein-Mariazell, unter der Bezeichnung „der Altvater" zum Ordens-Oberhaupte gewählt.

Er starb im Jahre 1729.

Da der Orden bald an Ausdehnung gewann, versammelte sich das Kapitel regelmäßig in jedem dritten Jahre, und zwar unter Anderem Anno 1740 zu Penzing, wo der Beschluß gefaßt wurde, die

*) Unter ihm wurde das 40stündige Gebet in Wien eingeführt, ferner das Glockengeläute, welches an jedem Donnerstage Abends nach dem englischen Gruß an die Todesangst und alle Freitage Vormittags um 10 Uhr an das Hinscheiden des Erlösers erinnert. — Im Jahre 1728 zum Kardinal erhoben, lebte der erste Wiener Erzbischof bis 1751 und starb im 75. Jahre seines Alters. Sein Grabmal befindet sich in der großen Frauenkapelle zu St. Stephan; das Bruststück daran ist von Meister Donner verfertigt.

ganze Kongregation der Einsiedler in drei Diözesen: „Wien, Raab und Passau" zu theilen.

Die von dem Erzbischof Migazzi 1767 eingeführte Reform — er schrieb ihnen als Satzungen die Regeln des ersten Einsiedlers, des heiligen Antonius, vor — schützte die Kongregation nicht vor der Auflösung, welche im Jahre 1782, für alle kaiserliche Staaten geltend, von Kaiser Josef II. anbefohlen wurde.

Zu dieser Zeit bestanden in der Diözese Wien allein an 30 Klausuren, so z. B. zu Ottakring, im k. k. Spitale, im spanischen und Johannisspital, zu Weikersdorf, Gainfahrn, Gutenbrunn, Mödling, Baden u. s. w.

So viel vom Orden der Eremiten — wir haben es indessen mit keinem seiner Mitglieder zu thun.

Im Frühlinge des Jahres 1736 — also ungefähr ein Jahr vor dem Beginne dieser Erzählung — tauchte in der Nähe des Halterthales bei Hütteldorf, kaum zwei Stunden von Wien, ein Klausner auf, der, wie sich's bald ergab, zum Orden der Eremiten nicht gehörte und auch nicht gehören wollte.

Er verkehrte nur mit denen, die ihn aufsuchten und seine Hilfe erbaten; denn Bruder Thomas, so

hieß der neue Klausner, verstand sich auf Pflanzen und Kräuter, heilte Kranke und verschaffte sich durch einige fast wunderbare Kuren ein großes Ansehen.

Erwägt man nun noch, daß der Klausner uneigennützig und gegen Jedermann, mit Ausnahme der Zudringlichen, menschenfreundlich sich zeigte, so wird man leicht begreifen, daß er sich bald die Gunst des Landvolkes erwarb und viel von sich sprechen machte, besonders als man erfuhr, Bruder Thomas habe sich auf geschehene Aufforderung geweigert, in den Orden der Eremiten zu treten.

„Ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen", äußerte er bei dieser Gelegenheit, „weil das Waldesdunkel meiner jetzigen Gemüthsstimmung zusagt. Mein Gewissen ist frei von Schuld, daher ich kein Bedürfniß nach Buße und Reue fühle, ebensowenig beabsichtige ich ein blos beschauliches Leben zu führen, denn in diesem Falle hätte ich mich hinter den Mauern eines Klosters vergraben; ich fühle weder die Neigung, ein Glied des Eremiten-Ordens zu werden, noch besitze ich die Eigenschaften dazu, und verlange daher nichts, als in Wahrheit ein Einsiedler bleiben zu dürfen."

Da Bruder Thomas ſich eines tadelloſen Rufes erfreute und überdies auch kein Ordensgewand trug, ſo ließ man ihn gewähren.

Die Beharrlichkeit, mit welcher er der Zumuthung, ein Ordens-Eremit zu werden, widerſtand, ſowie der Umſtand, daß er von nun an der Einzige war, der außerhalb des Emeriten-Verbandes ſtehen blieb, verſchaffte ihm bald im Munde des Volkes einen ſehr bezeichnenden Spitznamen, man nannte ihn zum Unterſchiede von den Ordens-Eremiten, den wilden Einſiedler.

Dies zur Titels-Erklärung der nachfolgenden Erzählung.

Erſtes Kapitel.

Eine Werbung auf dem Burgplatze.

Die Standarten flattern luſtig in der Frühlingsluft, Trommeln und Pauken wirbeln vom Kohlmarkte herab, Kriegsmuſik erſchallt und hinterher trabt muſter-

haft geordnet, in ſtrenger Parade und mit betäubendem Geräuſche das Küraſſier-Regiment Graf Hohen-Ems.

Doch ſeht, das Regiment ſchickt ſich an unter Trompetenſchall in die kaiſerliche Burg zu ziehen, es iſt dies eines ſeiner glänzenden Vorrechte, die es Anno 1619, ein Jahr nach ſeiner Errichtung, erwarb, für die dem Kaiſer Ferdinand dem Zweiten bewieſene Treue.

Damals führte es den Namen Dampierre-Küraſſier, wechſelte ihn im Laufe eines Jahrhunderts zwölfmal bis es 1730 den Prinzen Eugen von Savoyen zum Inhaber erhielt.

Doch nur ſechs Jahre genoß die Reitertruppe die hohe Ehre, dieſen unſterblichen Namen zu führen, der edle Ritter, wie das deutſche Volk ihn nennt, ſchied Anno 1736 aus dem Leben, und Feldmarſchall Franz Rudolf Graf Hohen-Ems erhielt das Regiment.

Der Parademarſch durch die Burg iſt es jedoch nicht allein, der heute tauſende Wiener herbeilockt, es verlautete in der Stadt, das Regiment werde auch von ſeinen andern Privilegien Gebrauch machen und

das brachte Jung und Alt, Mann und Frau auf die Sohlen, und deshalb das Gewoge und Gedränge gegen die kaiserliche Residenz zu.

Und worin bestanden die anderen Vorrechte dieses Regiments?

Auf dem Burgplatze stellte sich die Truppe in Parade auf.

Nach dem vorgeschriebenen Salutiren stieg der Kommandant vom Pferde und begab sich in voller Rüstung unangemeldet zu Seiner Majestät dem Kaiser Karl dem Sechsten.

Während dem rührte man unten ohne Unterlaß die Trommeln, und die Regiments-Banner wurden feierlich in eine Wohnung getragen, welche man dem Kommandanten in der kaiserlichen Burg eingeräumt hatte.

Vor dieser Wohnung bezog das Regiment die Wache.

Mittlerweile kehrte der Oberst von der Aufwartung bei Sr. Majestät zurück und befahl, mitten auf dem Burgplatze den Werbetisch aufzuschlagen, worauf die Truppe sich in Marsch setzte, um ihre Quartiere zu beziehen.

Kaum hatte die Reiterſchaar den Burgplatz geräumt, als auch ſchon der Werbetiſch auf freiem Platze daſtand, bedeckt mit ſchneeweißem Linnen, geziert mit einem mächtigen Strauß künſtlicher Blumen und beſetzt mit weingefüllten Kannen und Bechern.

Drei Küraſſiere als Muſici ließen gleichzeitig Dudelſack, Hackbrett und Maultrommel ertönen, ein wunderlicher Zuſammenklang, der freilich eine mittelſt Werbung zuſammengewürfelte, durch die Disciplin verbundene Truppe ausnehmend charakteriſirte.

Und als Tänzer bei dieſer Muſik oder vielmehr als Jurbrüder und Lockvögel am Werbenetz ſah man einige junge, hübſche, flotte Küraſſiere, welche mit den Fingern ſchnalzten, mit den Händen klatſchten, die Stiefelabſätze aneinander ſchlugen, daß die Sporen klirrten, dazu — Alles natürlich ex officio — ſangen, juchzten und volle Becher ſchwangen.

Und hinter dem Werbetiſche ſtand eine alte Kriegsgurgel von Wachtmeiſter mit einem zottigen, eisgrauen Schnauzbart, ſchüttelte einen mit Silbermünzen beſchwerten Geldſack und perorirte dazu mit ausgewaſchener Kehle, wie folgt:

„Herbei, herbei, wer ſeine Fortüne machen will!

Nur im Militair kann ein gemeiner Mann zu Würden und Dignitäten gelangen, wie dann abſonderlich bei der kaiſerlichen Armee annoch lebende Exempel zeigen, daß ſehr viele Soldaten in den Adelſtand erhoben, Generalsperſonen geworden, Regimenter bekommen und ihre Familien in die Höhe gebracht haben. Herbei, herbei, wer General werden will oder zum Mindeſten Korporal! Wir zahlen promptes Handgeld, bei uns gibt es täglich zweimal Fleiſch und warmes Eſſen, ſchmucke Montur, prächtige Pferde, fünfzehn bis ſechszehn Fauſt hoch — ah bravo, da kommt ſchon Einer — wie nennſt Du Dich, ſüßes Schäflein?"

„Horack", antwortete ein athletiſcher Burſche, welcher ſich durch die gaffende Menge herandrängte.

„Alt?"

„Zwanzig Jahre."

„Landsmann?"

„Mährer."

„Profeſſion?"

„Schuhknecht."

„Du biſt ein tüchtiger Bengel, mein frommes

Schäflein. Gebt ihm den Pallaſch und die Patrontaſche um, und reicht ihm den Brudertrunk."

Während der Wachtmeiſter dem Burſchen das Handgeld aufzählte, umgürtete ihm ein Küraſſier den Säbel, ein Zweiter ſchmückte ihn mit der Patrontaſche und ein Dritter reichte ihm den vollen Becher, die Muſici ſpielten auf, die Uebrigen umtanzten die Gruppe, juchzten und ſchwangen die Hüte. Die Becher ſchlugen aneinander, man trank.

„Jetzt biſt Du Küraſſier", ſprach der Wachtmeiſter zu dem Neuangeworbenen, „begieb Dich zu dem Herrn Offizier auf die Wachtſtube und warte das Uebrige in Geduld ab. Verhalte Dich ruhig, bleib' auch fürder ein folgſam' Schäflein, ſonſt — das Folgende raunte er dem Rekruten leiſe zu — ſonſt ſoll Dir ein ganzes Wespen-Regiment in Deine vermaledeiten Gedärme hineinfahren, Du großgemäſteter hanakiſcher Pechvogel!"

Der neugebackene Kriegsjünger riß bei dieſer unerwarteten Gefühlswendung die Augen weitmächtig auf, doch ſchon trugen ihn zwei der Reiter wie im Triumphe unter allgemeinem Gelächter in die Wachtſtube und die alte Kriegsgurgel am Werbe-

tiſche ließ ſich, gegen das Volk gewendet, wieder vernehmen:

„Herbei, herbei zu Hohen-Ems-Küraſſier! Schönes Regiment, braves Regiment, wir beſitzen zwar das Privilegium, drei Tage lang in dieſem kaiſerlichen Hofe frei zu werben, allein nur diejenigen, welche ſchon am erſten Tage eintreten, bleiben rekommandirt. Bei uns giebt's Ambition, Avancement, die Bauernart fleugt heraus, Soldatenart hängt ſich an. Ah, da kommt ſchon wieder ein Hühnlein, ein wenig mager, doch bei uns wird es ſchon fett werden."

Nach dem Examen des zweiten Kriegsluſtigen folgte die Anwerbung, dann der Befehl, ſich in die Wachtſtube zu begeben, hernach murmelte der Werbe-Unteroffizier leiſe zu einem der Küraſſiere: „Nagler, ſieh' zu, daß der fleiſchfreſſende Regenwurm nicht durchbrennt, der Kerl ſieht dem linken Schächer ſo ähnlich, wie ein Strolch dem andern, und ich wette, ehe acht Tage vergehen, ſpaziert der weißlebrige Hundsſohn durch die Holzgaſſe. Hol' ihn der Teufel!"

Und zu dem Volke gewendet, fuhr er weiter fort:

„Das Land iſt in Gefahr, die Türkenglocke hat geläutet, wer jung und ſtark iſt und Reputation im

Leibe hat, kann jetzt nicht daheim hinterm Ofen hocken bleiben, wie ein wurmſtichiger Spitalbruder. Warum bleibſt Du dort ſtehen und kommſt nicht zu uns, Du Jüngling mit dem ochſenblutigen Vortuch, Du ſchwammſüchtiger, ungeräucherter Schinkenmarketender, Du gäbeſt einen markirten Küraſſier ab und mein Mund wäſſert nach Dir wie der Weinſchlauch und Naßkittel nach dem Geldtag. Herbei, herbei!"

In dieſem Tone ging es fort, bald zärtlich wie ein nach Beute ſchmachtender Fuchs, bald wieder polternd oder gar ſchimpfirend, was aber trotzdem viele junge Burſche nicht abhielt, den Werbern in die Arme zu laufen, zumeiſt um als Soldaten die treuloſe Dame Fortuna aufzuſuchen, die, wie andere ſterbliche Frauen, gar oft am zweifarbigen Tuche Geſchmack findet.

Die Werbung auf dem Burgplatze hatte bereits mehrere Stunden lang mit entſchiedenem Glücke und unter fortwährendem Wechſel neugieriger Zuſchauer gedauert, als ein großer, hagerer Mann in den Kreis trat, der Aller Augen um ſo mehr auf ſich zog, da er bereits an Jahren vorgeſchritten war und Jedermann ſich wunderte, einen Mann ſeines Alters —

dem Anſcheine nach ſtand er in der Mitte der dreißig — an den Werbetiſch treten zu ſehen.

Bei ſeinem Anblicke zuckte ein junger, ſchmucker Jägersmann im Zuſchauerkreiſe zuſammen.

„Teufel", murmelte er, „wer iſt denn das?"

„Was fehlt Dir, Bruder?" fragte ihm zur Seite eine faſt noch knabenhafte Stimme, die einem blondlockigen Jünglinge von kaum vierzehn Jahren angehörte.

Der Gefragte bückte ſich ein wenig zu ſeinem Bruder hernieder und flüſterte ihm zu: „Albin, betrachte doch genauer den Mann, der ſich anwerben läßt."

Der Jüngling that, was ſein älterer Bruder wünſchte, und rief dann ebenfalls erſtaunt: „Oh, oh, Bruder Marquard, wer ſollte es glauben?"

„Findeſt Du die Aehnlichkeit nicht ebenfalls merkwürdig?"

„Wahrhaftig, der Rekrut wie er leibt und lebt iſt, freilich ohne Bart und Lockenhaar, der — wilde Einſiedler!" —

In Folge dieſer etwas vorlauten Behauptung zog Marquard den Jüngling aus dem Kreiſe der Zu-

ſchauer — der Wachtmeiſter beendete zugleich die Ceremonie und der Neuangeworbene trat in die Wachtſtube.

Die beiden Brüder verließen den Burgplatz und ſchritten durch die damaligen Feſtungswerke gegen das Glacis zu.

„Nun, Bruder Marquard, Du ſprichſt kein Wörtlein?“ eröffnete Albin die Unterhaltung.

„Die Aehnlichkeit hat mich verblüfft“, lautete die Antwort.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung!“ ſprach der Jüngling mit entſchiedener Feſtigkeit.

„Du biſt ein Kind.“

„Bruder Marquard, ich gehorche Dir, als ob ich noch ein Kind wäre, mit vierzehn Lebensjahren iſt man jedoch keines mehr. Ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß Du nur ein halbes Dutzend mehr zählſt wie ich!“

Auf dieſe, mit dem Tone der Kränkung geſprochenen Worte erwiderte der Aeltere lächelnd: „Ich werde auch dieſes halbe Dutzend nie vergeſſen! Doch, um wieder auf den ſonderbaren Rekruten zu kommen...“

„Auf den Klausner, willſt Du ſagen.“

„Du gibſt Deine Behauptung nicht auf?“

„Soll ich meine geſunden Augen Lügen ſtrafen?“

Als Marquard ſeinen Zweifeln abermals Raum gab, erwiderte der junge Menſch kurz, entſchloſſen und mit, an ihm faſt komiſcher Energie: „Wir werden zu dieſem Beile ſogleich einen Stiel finden!“

„Du denkſt vermuthlich zurück in die Burg zu eilen und den Rekruten zu fragen, ob er der Bruder Thomas ſei?“

„Spotte nur, ich denke einen Umweg nicht zu ſcheuen“ —

„Oh, oh, Du wirſt doch nicht in's Halterthal wollen?“

„Wir ſcheuen die Mühe nicht, und überzeugen uns, ob der wilde Einſiedler in ſeiner Klauſe iſt?“

„Welch' ein Einfall!“

„Willigſt Du nicht ein“, rief Albin entſchloſſen, „ſo gehe ich ohne Dich.“

Dieſe Drohung im Munde des Kleinen wirkte ſchier noch komiſcher, wie ſeine energiſche Entſchloſſenheit.

Indeſſen mußte ihm Aehnliches wohl zuzutrauen ſein, denn der Andere erwiderte: „Im Stande wäreſt

Du es wohl. Wenn ich in Deine Laune willige, kommen wir vor Mitternacht nicht heim.“

„Vielleicht gar erſt am Morgen, wer kann es beſtimmen?“

Und der ſchmächtige Jüngling mit dem klugen Antlitze und den blauen, Muth ſprühenden Augen beſchleunigte, ohne erſt die Zuſtimmung des Bruders abzuwarten, ſeine Schritte.

Der bedächtigere Marquard folgte dem Eigenſinne Albin's, zum Theil, weil er die Ausführung ſeiner Drohung befürchtete, zum Theil aber von der eigenen Neugierde bewogen.

Damit der ortskundige Leſer die Größe des Umweges, welchem die Brüder ſich damit unterzogen, zu ermeſſen vermöge, ſei hier erwähnt, daß ſie in Hintersdorf vor St. Andrä daheim waren.

Statt alſo über Dornbach zu gehen, mußten ſie ihren Weg gegen Hütteldorf durch's Halterthal nehmen, um von Ober-Weidlingbach nach Hintersdorf zu gelangen.

Abgeſehen von der mühevolleren Wanderung betrug der Umweg ein paar Stunden.

Zweites Kapitel.

Ein Ereigniß im Halterthale.

Das Thal, in deſſen Nähe die Klauſe des Waldbruders Thomas ſtand, beginnt außerhalb Hütteldorf rechts von der Hauptſtraße und wird vom Halterbache durchrieſelt.

Die rechte Thalwand bildet der Satz-, die linke der Wolfsberg, im Hintergrunde erhebt ſich der Hochbruckenberg, welcher das Thal ſchließt.

Was heute Wieſengrund iſt, war damals dichter Forſt, durch welchen ein holpriger Weg führte.

Einige hundert Schritte von dieſem entfernt lag die Klauſe des wilden Einſiedlers.

Im Schatten einer altersſchweren Baumgruppe gelagert, lehnte ſie ihre Rückwand an den gleichfalls dichtbewaldeten Bergrücken.

Die Wände, von jungen Zweigen geflochten, waren [illegible]en und außen mit Thon überworfen und mit einer [illegible]en Schichte Binſenrohres eingedeckt.

Den inneren Raum dieſer dürftigen Behauſung ſonderte eine Wand in zwei ungleiche Theile.

Der größere enthielt vor einem einfachen Kreuze von Holz einen rohgezimmerten Betschemel und die Feuerstelle, die kleinere dagegen blos die Lagerstätte des Waldbruders.

Jeder dieser Räume bekam sein Licht von einem kleinen viereckigen Glasfensterchen, von Außen die einzigen Merkmale einer menschlichen Wohnung.

Als die Brüder in der Gegend anlangten, ging der Nachmittag bereits zur Neige.

„Bist Du noch nicht müde, Albin?"

„Spare Deine Frage bis wir daheim anlangen und ich werde sie mit „Nein" beantworten."

„Die Neugierde läßt Dich der Mühen vergessen."

„Als ob er es minder wäre!" rief der kleine Mensch mit einem schelmischen Seitenblicke auf den älteren Bruder.

Marquard lachte, drückte dem Bruder einen Kuß auf die Stirn und sagte hierauf: „Laß uns ernst sein, Albin, wir sind dem Klausner Dank schuldig, deshalb interessiren wir uns für ihn.

Bruder Thomas hat Dich von einer schweren Krankheit geheilt und das werde ich ihm nie vergessen. Ließ er sich nun wirklich in der Stadt zu

den Küraſſieren anwerben, ſo werde ich ſeinen Schritt bedauern, weil er uns Deinen Lebensretter entführt; finden wir ihn aber daheim, dann werd' ich zu ihm ſprechen: Bruder Thomas, ein Mann, der Euch gleicht wie ein Ei dem andern, iſt in der Wiener Burg bei den Reitern eingetreten; wenn Ihr keinen Zwillingsbruder beſitzt, ſo lohnt es ſich für Euch ſchon der Mühe, wegen unliebſamer Verwechſelung Euren Doppelgänger zu ſehen u. ſ. w. Kurz, ich werde mit ihm recht fein und mannhaft ſprechen."

Der Leſer denke ſich dieſe Aeußerung in dem Mund eines ernſten, beſonnenen Mannes, und er hat die Art und Weiſe, wie der junge Menſch ſie ſprach.

Die Brüder näherten ſich mittlerweile der Klauſe; da ſie die Thür geſchloſſen fanden, ſo klopfte Marquard an dieſelbe.

Niemand meldete ſich.

Abermaliges Klopfen — die Wirkung blieb die nämliche.

Die Brüder ſahen ſich mit faſt traurigen Blicken an und Albin liſpelte: „Er war es alſo doch, den wir am Werbetiſch ſahen."

Nun ſchlich Marquard zum erſten Fenſter und lugte durch die trübe Scheibe.

„Was ſiehſt Du?" fragte leiſe der kleine Blondkopf.

Marquard machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

Hierauf ſagte Albin traurig: „Nun leidet es keinen Zweifel mehr, er iſt Küraſſier geworden."

Der Andere, dem der Glaube an den ſonderbaren Standeswechſel des Waldbruders noch immer widerſtrebte, ſchlich nun zum zweiten Fenſter, welches die Einſicht in das Schlafbehältniß der Klauſe erlaubte.

Kaum ließ er ſeinen Blick durch daſſelbe fallen, als Albin an ihm eine lebhafte Bewegung wahrnahm.

„Was ſiehſt Du?" fragte er geſpannt den Bruder.

Statt der Antwort hob ihn Marquard zur Höhe des Fenſters empor und der Kleine ſah nun die Geſtalt des Klausners auf einem Lager von dürrem Laub, das Antlitz gegen die Wand gekehrt und mit dem langen ſchwarzen Lockenhaar bedeckt.

„Er ſchläft!" liſpelte der Jüngling.

Die Brüder zogen ſich geräuſchlos aus der Nähe der Klauſe.

„Ich denke", begann Marquard nach einer ſtummen

Pauſe, „wir können nun beruhigt den Heimweg fortſetzen, Bruder Thomas ruht da auf ſeinem dürftigen Lager und denkt nicht daran, ſich bei den Reitern anwerben zu laſſen.“

Albin war dieſer Anſicht nicht; denn er antwortete: „Ich gehe nicht fort, bevor ich nicht mit dem Klausner geſprochen.“

„Du wirſt ihn doch nicht aus dem Schlafe ſtören wollen?“

„Das fällt mir nicht ein“, verſetzte der Jüngling, „denn ich weiß es recht wohl, daß er ſich dies ſtreng verbat und daß kein Menſch in der ganzen Gegend es wagen würde, die Klauſe zu betreten, ſolange Bruder Thomas ſchläft, deshalb will ich hier warten, bis er aufwacht.“

„Und wenn er die Nacht hindurch fortſchläft?“

„Dann werden wir ihm zum Morgengruß mittheilen, was wir in der Stadt geſehen.“

Der ältere Bruder verſuchte Einwendungen, die jedoch an dem ſtarren Willen des Jüngeren ſcheiterten. Während dieſer Scene hatten ſich Beide eine ziemlich weite Strecke von der Klauſe entfernt, als plötzlich ein durch den Wald ſchallendes Geräuſch

ihrem Geſpräche ein Ende und ſie aufhorchen machte.

In ihren Gedanken übereinſtimmend, traten die Brüder hinter einen mächtigen Stamm einer alten Buche und wurden von hier aus Zeugen der folgenden Scene:

Aus dem Walde daher kam ein ſänftenartig von zwei Pferden getragener langer Korb, wie man ſich deſſen bedient, wenn man zerbrechliche Gegenſtände auf ſchlechten gebirgigen Straßen mehrere Wegſtunden weit zu überſiedeln hat.

Das vordere der Pferde wurde von einem Manne geführt, während ein zweiter daneben ging und ſorgfältig umherſpähte, als fürchte er geſehen zu werden, oder als ſuche er eine beſtimmte, früher bezeichnete Stelle im Walde.

Der anbrechende Abend wob bereits ſeinen grauen Schleier, welcher den Lauſchern verwehrte, die beiden Perſonen genauer zu ſehen; ihren Gewändern nach ſchienen ſie dem Dienſtſtande eines herrſchaftlichen Hauſes anzugehören.

Jetzt machte der kleine Zug Halt.

„Sind wir zur Stelle?“

Auf dieſe, mit düſterer Stimme geſtellte Frage des Einen antwortete der Andere, und zwar Jener, welcher das Pferd führte: „Ja gnädiger Herr!“

Die Stille des Waldes und der tiefkräftige Ton des Antwortenden begünſtigten die Lauſcher.

Albin zupfte ſeinen Bruder am Arme, als wolle er zu ihm ſagen: „Haſt Du gehört?“ worauf dieſer ihm ſtatt einer Antwort die Hand drückte, jedoch mit ganzer Aufmerkſamkeit an der Scene hangen blieb.

„Wo befindet ſich der Baum?“ fragte nun der Mann, welchen der andere „gnädiger Herr“ nannte.

Der Gefragte wies mit dem Zeigefinger auf eine alte Buche, die ſich von ihren übrigen Schweſtern darin unterſchied, daß ſie einen ungewöhnlich hohen Stamm beſaß, von welchem drei mächtige Aeſte ausgingen, deren Gezweige ſich wie ein auf der Spitze ſtehender Kegel in die Luft ſtreckte.

Der gnädige Herr beſah nun den Baum mit prüfender Aufmerkſamkeit, umging ihn, kam hierauf wieder zu ſeinem Gefährten und ſagte kurz: „Ich bin zufrieden, wir können die Arbeit beginnen!“

„Welche Arbeit?“ flüſterte Albin ſeinem Bruder zu.

Marquard befahl dieſem durch einen leiſen Laut Stille.

Jener Mann, welcher offenbar der Diener des Anderen war, beſtieg nun den Tragekorb und brachte, von ſeinem Gebieter unterſtützt, einen langen, ſchmalen Gegenſtand zur Erde, der ſorgfältig mit einer Decke umhüllt war.

„Heiland der Welt!“ flüſterte Albin, „das ſcheint ein Sarg zu ſein!“

Der ältere Bruder drückte ihm, damit er ſchweige, die Hand an den Mund.

Der erwähnte Gegenſtand wurde, wie es ſchien, nicht ohne Anſtrengung bis an den Fuß des bezeichneten Baumes getragen und dort niedergelaſſen.

Hierauf nahm der Diener das Ende eines um jenen Gegenſtand gewundenen Seiles und warf es nach Aufwärts.

An dieſem Seilende mußte ſich ein eiſerner Haken befinden, denn es verfing ſich oben an einem Aſte und der Diener kletterte an dem nun herabhängenden Theile auf den Baum.

Als er ſich oben befand, folgte ihm der Gebieter auf demſelben Wege.

Marquard und Albin ſahen hierauf, wie der erwähnte Gegenſtand, von beiden Männern gezogen, ſich von der Erde hob und nach Aufwärts zu bewegen begann.

Oben angelangt, wurde er an einem Ende ergriffen und auf einen Aſt geſtützt, von wo aus er der Länge nach in den Baum hinein zu verſchwinden begann.

„Oh, oh", murmelte der Jüngling leiſe, „der Baumſtamm iſt von Oben ausgehöhlt!"

„Seltſam, in der That ſeltſam!" konnte man jetzt auch den ältern Bruder vernehmen.

Nach kaum fünf Minuten ließen die Männer das Seil zur Erde fallen, dann glitt einer nach dem andern am Baumſtamme herab, der Diener trug das Seil zum Tragekorb und warf es hinein, worauf der Zug ſich wieder, langſam wie er gekommen, in Bewegung ſetzte.

Während dieſer Vorgänge hatte die Nacht den Abend verdrängt, Dunkelheit umſpann die Räume des Waldes, zwiſchen den Baumgipfeln blickte hie und da ein Sternlein herab.

Die beiden Lauſcher verließen ihr Verſteck und be-

gaben ſich inſtinktgemäß zu dem Baume, der ſeit wenigen Minuten in ſeinem Stamme ein Geheimniß barg.

Marquard ging noch im Geiſte mit ſich zu Rathe, was er bei dem räthſelhaften Vorfalle beginnen ſolle, als ſchon Albin die Frage an ihn richtete, ob er den Stamm hinanklettern dürfe?

„Und wenn Du oben ſein wirſt, was dann?“ fragte der ältere Bruder.

„Dann ... dann ...“ antwortete der Jüngling, hielt jedoch plötzlich inne, denn er erkannte nun ebenfalls das Zweckloſe dieſes Beginnens.

„Du haſt Recht“, erwiderte er beiſtimmend, „ich war voreilig, was nützte es, wenn ich hinankletterte, ich bin zu ſchwach, den Sarg herauszuheben, und ſelbſt wenn Du mir beiſtündeſt, würden unſere vereinigten Kräfte kaum hinreichen.“

„Du ſprichſt von einem Sarge.“

„Weil ich den verhüllten Gegenſtand dafür halte.“

„Möglich, daß Du recht haſt; indeſſen, wenn auch nicht, die Decke birgt jedenfalls ein Geheimniß.“

„Welches wir enthüllen müſſen!“ rief Albin eifrig.

Marquard ſann einige Augenblicke nach, dann ſagte er, einen Entſchluß faſſend:

„Albin, getrauſt Du Dich, die Stelle, wo wir jetzt ſtehen, wiederzufinden?"

Der Jüngling wendete den Kopf lebhaft nach allen Seiten, gleichſam um das Bild noch tiefer dem Geiſte einzuprägen, und entgegnete: „Ja!"

„Um ſo beſſer", fuhr der Andere fort, „auch bei mir iſt dies der Fall, vier Augen wird dann um ſo weniger entgehen, was ſchon zwei zu finden ſich getrauen. Komm!"

„Wohin willſt Du, Bruder?"

„Wir müſſen den beiden Männern folgen."

„Und der Baum mit ſeinem Geheimniſſe?"

„Er wird morgen und übermorgen an der nämlichen Stelle ſtehen wie heute, für die Enthüllung des Geheimniſſes bleibt uns Zeit genug; ſoll ſie aber keine zweckloſe ſein, ſo müſſen wir vor Allem die Menſchen kennen lernen, welche damit in Verbindung ſtehen."

„Du haſt recht, Bruder, ſehr recht", erwiderte Albin, „oh, daß ich darauf nicht verfiel! Faſt ſcheint es, als ob ich ein wenig zu jung ſei."

„Die Männer nahmen ihren Weg gegen Sonnenuntergang", ſagte jetzt Marquard, „ſie können noch nicht

weit entfernt ſein, Du biſt äußerſt ſchnellfüßig, ſetz' Dich in Lauf, leg' das Ohr zeitweilig an den Boden, um den Hufſchlag der Pferde zu erlauſchen, ich werde Dir langſamer nachfolgen und Du läſſeſt von Zeit zu Zeit den Ruf eines Kibitzes ertönen, damit ich Deine Spur nicht verliere."

Albin hatte den Anſtrag kaum vernommen, als er auch ſchon — ohne noch ein Wort zu verlieren — ſich in Lauf ſetzte und durch die Waldesnacht dahinflog.

Der ältere Bruder folgte ihm zwar raſch nach, indeſſen der Jüngling eilte wie auf Windesflügeln dahin, nur wenige Minuten und Marquard, wollte er ihn nicht verlieren, blieb auf das beſtimmte Zeichen angewieſen, welches von Zeit zu Zeit durch den Wald zu ihm drang.

Eine Stunde lang ging es in dieſer Weiſe fort; dann aber blieb das Zeichen aus; ſo ſehr auch Marquard ſein Gehör anſtrengte, er vernahm nichts mehr!

Warum dies Verſtummen? Was war Albin zugeſtoßen?

Bange Gefühle erwachten in der Bruſt des jungen Mannes, der, wie bereits erwähnt, mit heißer

Zärtlichkeit an dem jüngeren Bruder hing, mit einem Gefühle, deſſen Tiefe ſich nur ermeſſen läßt, wenn man bedenkt, daß dieſe beiden Menſchen nach harten Schickſalsfügungen ganz allein auf der Welt ſtanden und nur ſich ſelbſt und niemand Anderem angehörten.

Die Brüder ſind durch Nacht und Wald voneinander getrennt — die Erlebniſſe Beider ſollen in den folgenden Kapiteln erzählt werden.

Drittes Kapitel.

Das Geheimniß des Paſſauerwaldes.

Ereigniſſe gleichen bald einem mächtigen Waſſerfalle, der ſchäumend mit donnerähnlichem Krachen herabſtürzt, bald aber ähneln ſie einem Strome, der, einer unanſehnlichen Quelle entſprungen, erſt im Laufe anwächſt und dann in wilder Majeſtät einherbrauſt.

Was die beiden Brüder erleben ſollten, entwickelte ſich in letzterer Weiſe.

Ein alltägliches Geſchäft führte ſie von Hinters-dorf nach Wien, dies die unbedeutende Quelle, aus welcher ſich der Strom heranzubilden begann.

Die Werbung auf dem Burgplatze veranlaßte die Brüder, die Klauſe am Halterthale aufzuſuchen, hier wurden ſie Zeugen einer geheimnißvollen Scene, die ſie zu weiteren Unternehmungen verleitete.

Die Quelle beginnt bereits vor den Augen des Leſers anzuſchwellen, verfolgen wir ſie weiter!

Marquard eilte, von der Sorge um den Bruder erfüllt, durch die Waldesnacht fort.

Ohne zu wiſſen, wo er ſich befinde, oder wohin ſein bereits müder Fuß ihn trage, drang er ſtunden-lang vorwärts durch pfadloſes Dickicht, durch Geſtrüpp, über Dorn und Stein.

Er verhehlte es ſich nicht, daß er ſich in dieſem Waldmeere bereits verirrt habe und nun auf's Ge-rathewohl dahinſchreite.

Eine jugendliche, kräftige Natur, an Waldgänge gewöhnt, mit einer muthigen Seele begabt, zagte er für ſich keinen Moment, das Bangen ſeiner Bruſt galt blos dem vierzehnjährigen Bruder.

Nachdem er alle Hoffnung, noch in dieſer Nacht

mit Albin zuſammenzutreffen, aufgegeben, mäßigte er ſeinen Schritt und begann zu erwägen, ob er nicht die Nacht unter einem Baume zubringen und erſt am Tage den Weg aus der Wildniß ſuchen ſolle?

Gründe für und dawider tauchten in ihm auf, nach und nach gewannen jedoch erſtere die Oberhand und er wollte ſchon in ſeinem Gange einhalten, als aus der Ferne ein Lichtſtrahl zu ihm drang.

Marquard, ohne ſich zu bedenken, eilte beflügelten Schrittes darauf los.

„Der Strahl", dachte er, „fällt durch das Fenſter einer Waldhütte, ich werde mindeſtens erfahren, wo ich mich eigentlich befinde. Meiner Beurtheilung nach kann die Mitternacht nicht mehr fern ſein, vielleicht wird mir hier ein Nachtlager gewährt, dann kann ich mich am Morgen geſtärkt aufmachen und nach Albin forſchen."

Seine Gedanken flogen immer wieder dem Jünglinge zu, ſo wie die Taubenſchaar nach jedem Ausfluge immer wieder dem heimathlichen Schlage zueilt.

Je näher indeſſen der junge Waidmann der Lichtquelle kam, deſto deutlicher wurde es ihm, daß der

Strahl aus keiner Hütte komme, ſondern von einem ſich bewegenden Lichte im Walde.

Die Bewegung war indeſſen eine ſo langſame, daß Marquard bald ſein Ziel erreichte.

Zu ſeinem Staunen gewahrte er zwei, in lange ſchwarze Seidenmäntel gehüllte, dicht verſchleierte Frauengeſtalten, deren eine als Leuchte eine Kienfackel trug.

Der Waidmann, ohne ſich zu beſinnen, heftete ſich an ihre Ferſe.

„Irrlichter", ſprach er bei ſich, „ſind zwar gefährlich, dennoch ziehe ich ſie der Finſterniß vor. Dieſe Frauen wiſſen mindeſtens wohin ſie gehen, ich will daher unbemerkt ſie begleiten. Welche Gefahr könnte einem armen, unangeſehenen Waidmanne auch drohen? Uebrigens trage ich ja mein treues Waidmeſſer an der Seite, gilt es das Leben, werd' ich es ſo theuer als möglich verkaufen."

Wenn Marquard ſich ſchmeichelte, den Frauen unbemerkt folgen zu können, ſo irrte er ſich.

Nach kaum zehn Minuten wendeten ſich die Frauen plötzlich um und gingen auf ihn zu.

„Du ſcheinſt uns begleiten zu wollen?“ ließ ſich eine ſanfte, ſilberhelle Stimme vernehmen.

„Ich bedauere die Nothwendigkeit, welche mich dazu zwingt. Ich habe mich verirrt und ſuche einen Ausweg aus dem Walde.“

„Halte Dich gen Weſten und Du wirſt ihn finden.“

„Um Vergebung, meine Damen“, verſetze Marquard mit einem Anfluge von Laune, „ich trage keinen Magnet bei mir, um in finſterer Nacht mitten im Forſte eine beſtimmte Windrichtung verfolgen zu können; erlauben Sie mir, daß ich in Ihnen die Magnete verehre ...“

Die frühere Sprecherin unterbrach ihn faſt unwillig.

„Wir ſind keine Magnete“, ſagte ſie, „und rathen Dir, unſeren Weg zu meiden, er iſt für Dich gefährlich.“

„Ihre Warnung bewirkt grade das Entgegengeſetzte von dem, was Sie wünſchen. Ich zähle mich zu den Männern, die vor Gefahren nicht zurückſchrecken, vielmehr angelockt werden.“

„Du beſtehſt alſo darauf, uns zu begleiten?“

„Ich bitte Sie, es zu dürfen.“

„Wir erlauben es Dir nicht.“

„Dann muß ich mir, auf die Gefahr hin für zudringlich zu gelten, die Erlaubniß ſelbſt nehmen.“

„Thue es, und Du wirſt's bereuen!“

Nach dieſen Worten wendeten ſich die Verſchleierten der früher verfolgten Richtung zu und ſetzten ſchweigend ihren Weg fort, ohne ſich weiter um den Jägersmann hinter ihnen zu kümmern.

Nach ungefähr einer halbſtündigen mühevollen Wanderung, während welcher der Forſt immer dichter und wilder zu werden ſchien, ſtand man plötzlich vor einem langen, verwitterten Gemäuer.

„Sind wir ſchon am Ziele?“ fragte Marquard, deſſen Gedanken ſich ausſchließlich mit dem ſonderbaren Begegniſſe beſchäftigten.

„Ja“, antwortete kurz die frühere Sprecherin.

„Der Ort ſcheint ein geheimnißvoller.“

„In der That iſt er es auch.“

„Dann wundert es mich, daß Sie die Vorſicht verſäumten, mir die Augen zu blenden.“

„Warum dies?“

„Damit ich an Ihrem Geheimniſſe nicht zum Verräther werde.“

„Wir befürchten dies nicht.“

„Ah, Ihr Vertrauen ſchmeichelt mir.“

„Vertrauen?“ rief die Dame ſpöttiſch, „welche kluge Frau wird einem unbekannten Manne vertrauen?“

„Und dennoch fürchten Sie meinen Verrath nicht?“

„Du wirſt unfähig ſein, ihn zu begehen.“

„Unfähig? Wie das?“

„Ganz einfach, Du wirſt dieſen Ort nicht mehr lebend verlaſſen.“

„Teufel!“ rief Marquard, „Sie eröffnen mir eine ſchlimme Ausſicht. Seit wann rufen Flötentöne zum Sturm, ſeit wann gehen Falter auf Mord aus? Und wenn es mir einfiele, jetzt im letzten Augenblicke den Rückzug anzutreten?“

„Es iſt bereits zu ſpät!“ entgegnete die Dame, ſetzte ein Pfeifchen an die Lippen, worauf ein ſchrillender Ton den Wald durchhallte.

Auf dieſes Zeichen öffnete ſich eine bisher unbemerkt gebliebene Pforte in der Mauer und die Dame heiſchte dem Jägersmanne zu: „Tritt gutwillig ein, denn Dein Sträuben würde Dir nichts fruchten!“

„Ich denke nicht daran, mich zu ſträuben“, er-

widerte Marquard mit Stolz, „meine Aeußerung von vorhin war ein Scherz, kommt's zum Ernst, so ſtell' auch ich meinen Mann."

Er trat hierauf durch die Oeffnung, die Frauen folgten ihm, die Pforte fiel hinter ihnen in's Schloß.

Ein Blick ließ Marquard erkennen, daß er ſich in dem verwilderten Hofraume eines ehemaligen Jagdhauſes befand, welches theils wegen der Mauer, theils aber wegen des nach rückwärts zu abſchüſſigen Terrains von Außen nicht bemerkt werden konnte.

Dem Hauſe ſich nähernd, gewahrte er deſſen an Verfallenheit grenzenden Zuſtand und ſchloß daraus, daß er ſich in die Gewalt einer lichtſcheuen Sippſchaft begeben, welche dieſen einſamen, verlaſſenen Bau zum zeitweiligen Zufluchtsorte ſich erkoren, um von hier aus ihr verbrecheriſches Handwerk zu treiben.

Die räthſelhafte Anweſenheit der beiden Frauen glaubte er mit der Annahme zu löſen, daß ſie zu den Vertrauten der Buſchritter gehören, ihnen als Lockvögel dienend, indem ſie mit ihren Sirenentönen den Wanderer verführen.

Unter ſolchen Betrachtungen langte man vor dem Hauſe an.

Die Dunkelheit ließ den jungen Mann nicht erkennen, ob daſſelbe mit Fenſtern verſehen ſei oder nicht, weder Licht noch Geräuſch drang heraus, kein Kennzeichen von Leben ward bemerkt, das Haus lag da wie ein halb vermorſchter Sarg mitten im Waldesgrabe.

Wie früher vor der Mauer ließ eine der Frauen auch jetzt wieder ihr Pfeifchen ertönen und ſo wie dort öffnete ſich auch hier die Pforte.

Man trat in's Haus, oder vielmehr in einen matt erleuchteten Korridor, in welchen mehrere Thüren mündeten.

Eine derſelben wurde Marquard geöffnet, er mußte in eine kleine, viereckige Halle treten, die ganz leer war, kein Fenſter beſaß und ihr Licht von einer kleinen, eng vergitterten Oeffnung erhielt, welche in der einen Scheidewand angebracht war.

Als der junge Mann in dieſen räthſelhaften Raum trat, fühlte er im eigenſten Sinne des Wortes den Boden unter ſeinen Füßen wanken. Die Fläche, auf welcher er ſtand, bewegte ſich, wenn auch ſanft, als wenn ſie an Seilen hinge.

„Ich befinde mich in Wahrheit in gefährlichen

Händen", dachte er, „ich ſchwebe vermuthlich über einem Abgrunde, der mich, ſobald ein feindlicher Wille es erheiſcht, ſchonungslos verſchlingt. In weſſen Gewalt hab' ich mich begeben? Ganz verworfen muß der Gebieter hier doch nicht ſein, weil ſeine Geſchöpfe mich ernſtlich gewarnt haben. Ich hätte darauf achten ſollen, man wird mein Benehmen mißdeuten, als ſei mein Zweck, die Geheimniſſe dieſes Ortes zu erſpähen, und dieſe Anſicht kann mir den Untergang bereiten."

Die Gedanken Marquard's erlitten eine Störung durch die ihm bekannte Frauenſtimme, welche durch die erwähnte vergitterte Oeffnung aus dem Gelaſſe daneben herübertönte.

„Ich bin beauftragt", lautete die Anrede, „Dir Fragen vorzulegen, welche Du der Wahrheit gemäß beantworten ſollſt."

„Ah", dachte der junge Mann, „wie es ſcheint, bin ich noch nicht verurtheilt, denn ich habe noch ein Verhör zu beſtehen."

Und laut erwiderte er: „Ich werde die Fragen ſo wahr beantworten, als ſtände ich vor einem irdiſchen Richter."

„Dein Name?“

„Marquard Depaul.“

„Alt?“

„Zwanzig Jahre.“

„Dein Stand?“

„Waidmann.“

„Geburtsort?“

„Larenburg.“

„Wer war Dein Vater?“

Bei dieſer Frage ſeufzte Marquard tief auf.

„Warum zögerſt Du mit der Antwort?“

„Weil Sie eine ſchmerzliche Seite in meiner Bruſt berührt haben. Indeſſen, ich verſprach Ihnen zu antworten, Sie ſollen Alles erfahren. Mein Vater war Piqueur*) in kaiſerlichen Dienſten, er ſtarb als Hochverräther durch Henkershand.“

„Als Hochverräther?“

„Er war beſchuldiget, mit dem in der Türkei lebenden Fürſten Rakoczy im brieflichen Verkehre geſtanden zu haben. Die Mutter überlebte ihn nur wenige Monate, und ſo blieben ich und mein Bruder

*) Ein Spießjäger, ein Jagdknecht bei der Parforcejagd.

ſchutzlos und verlaſſen in der Welt zurück. Ich zählte damals zehn, mein Bruder vier Lebensjahre."

„Wie iſt der Name Deines Bruders?"

„Albin."

„Leben Euch keine Verwandte auf dieſer Welt?"

„Keine."

„Habt Ihr von Euern Eltern Vermögen ererbt?"

„Unſere Eltern hinterließen uns nichts, wohl aber erhielten wir von Zeit zu Zeit von unbekannter Seite Unterſtützungen zugeſendet, welche uns in den Stand ſetzten, etwas zu lernen, ohne daß wir an die Mildthätigkeit der Menſchen angewieſen waren. So wuchſen wir heran, ich widmete mich dem Waidwerk, und Albin will dem nämlichen Stande ſich zuwenden."

„Wohnt ihr noch in Larenburg?"

„Jetzt leben wir in Hintersdorf."

Das ſeltſame Verhör, wo Richter und Inquiſit — man geſtatte uns dieſe Bezeichnung — ſich wohl hörten, aber nicht ſahen, war zu Ende.

Der junge Mann überließ ſich, als keine Frage mehr an ihn gerichtet wurde, wieder ſeinen Gedanken.

„Die Dame", dachte er, „war, wie ſie ſagte, nur beauftragt, mich auszuforſchen und hat ſich jetzt

vermuthlich zu dem Gebieter begeben, um ihm meine Aussage mitzutheilen. Seltsames Haus, wo Frauen, die man nicht sieht, Verhöre anstellen, wo der Boden der Inquisitionsstube wankt und wo man sterben soll, wenn man es betritt."

Nach ungefähr fünf Minuten hörte er sich wieder von der bekannten jugendlichen, melodischen Stimme angeredet.

„Ich bringe Dir gute Nachricht."

„Ich zweifelte keinen Augenblick daran", versetzte Marquard galant, „Engel geben sich zu Verkündern schlimmer Botschaften nicht her."

Die Sprecherin ignorirte das Kompliment und fuhr fort:

„Du wirst nicht sterben, wenn Du schwörst, von all' dem, was Du bereits gesehen hast und noch sehen wirst, nichts zu verrathen."

„Ich bin dazu bereit in der Voraussetzung . . ."

„Ohne Voraussetzung, ohne Bedingung", fiel ihm die Dame in's Wort, „Du hast zu schwören oder Du lebst keine fünf Minuten mehr."

Marquard fügte sich und leistete den verlangten Eid.

Nach wenigen Sekunden öffnete sich die Thür wieder, durch welche er eingetreten war, und seine Führerin heischte ihm zu, ihr zu folgen.

„Wohin gehen wir nun?"

„Zu der Herrin dieses Hauses."

„Hab' ich recht gehört, Sie sprachen von einer Herrin?"

„Weil es hier nur eine solche gibt."

„Also Frauenregiment", dachte Marquard, „häufig ist es schlimmer wie Männerherrschaft."

Man schritt wieder durch den matt erleuchteten Korridor, in dessen Mitte sich eine Thür öffnete, und melodische Klänge tönten heraus; Marquard befand sich in einem prachtvollen, hell erleuchteten Ballsalon.

Räthsel, Räthsel, nichts als Räthsel!

Mit Seide tapezierte Wände, eisglatte Parquette, riesige Spiegel, Blumen, als hätte Flora ihr ganzes Füllhorn entleert, kühle, duftschwangere Lüfte, silberhelle Fontainen mit ihrem monotonen Plätschern, und all' diese Herrlichkeit strahlend im Glanze zahlloser Kerzen und durchwogt von sanften, melodischen Tanzweisen unsichtbarer Musici.

Räthsel, Räthsel, nichts als Räthsel!

Frauengeſtalten, bald ſchlank und biegſam wie junge Weiden am Bache, bald üppig und voll wie Früchte aus heißen Zonen, Alle friſch, duftig wie nachterblühte Blumen am erſten Morgen, Alle einfach, von ſchneeweißer Seide umrauſcht, keuſch und züchtig wie junge Lilien, ſchön wie junge Roſen.

Klein iſt die Zahl dieſer Elfen, kaum ſo groß wie Muſen und Grazien vereint, und doch genügen ſie ſich ſelbſt, kein männliches Weſen ſtört durch ſeine Rauheit die zarte Harmonie."

Frauen, Frauen, nichts als Frauen!

Räthſel, Räthſel, nichts als Räthſel!

Mitten unter dieſer Jugend, mitten unter dieſen weichen, luftigen Weſen, mitten unter dieſer ſchimmernden Luft ruht die Trauer, eine ſchwarz umhüllte, ſchwarz verſchleierte Frau.

Das Haupt auf die Rechte geſtützt, iſt das Antlitz nach Vorwärts gekehrt; ob ihr Auge an der Schönheit ſich ergötzt, ob an dem Tanze, oder ob es ſinnend gegen den Boden ſich ſenkt, das verhüllt die Nacht des Schleiers.

Marquard war eingewurzelten Fußes unfern vom Eingange ſtehen geblieben, keine der Frauen ſchien

ihn zu bemerken, keine würdigte ihn auch nur Eines Blickes, der Eunuch im Serail kann unter seinen Gebieterinnen kaum weniger Beachtung finden.

Auch die schwarze Frau, obwohl ihr Antlitz gegen ihn gerichtet war, regte sich nicht und ließ durch keine Bewegung erkennen, daß sein Eintritt von ihr bemerkt worden.

Was der junge Mann früher, als er noch den schwankenden Boden unter den Füßen hatte, empfand, war nicht etwa Furcht vor dem Tode, sondern schmerzvolle Spannung, Grauen vor dunkler Ungewißheit; jetzt aber fühlte er ein bitteres Gefühl in seiner Brust erwachen, ein Gefühl, erzeugt vom Vater Stolz und Mutter Eitelkeit.

Marquard war ein junger Mann, schlank, groß, mit einer edlen Physiognomie, mit schwarzen, funkelnden Augen, mit Haaren, die in Farbe und Glanz mit dem Gefieder des Raben wetteiferten, kurz er war ein schöner Mann und trug das Bewußtsein davon mit sich.

Die Nichtbeachtung, das Verunkennen*), welches

*) So verdeutscht Jean Paul das Wort: „Ignoriren.“

ihm hier widerfuhr, verletzte daher den Mann in ihm, und in dem Maße, als der erste Eindruck der unerwarteten Scene sich abschwächte, in dem Maße erstarkte das erwähnte Gefühl und begann, als erste Wirkung, sein bisher freundlich offenes Auge zu verdüstern.

Plötzlich hörte er sich von der bekannten Stimme angeredet — er wendet den Kopf und sieht nun seine Führerin entschleiert, wie die Uebrigen von weißer Seide umwallt.

Ein Laut des Staunens schlüfte über seine Lippen, nicht des Staunens, sondern der Bewunderung.

Vor ihm stand die Schönste der Schönen wie eine Rose unter Wiesenblumen, eine Diana unter Waldnymphen.

In diesem Momente durchflog eine Idee den Jägersmann, er beschloß, was ihm hier widerfuhr, nicht unvergolten zu lassen, sondern dem Spruche: „Aug' um Aug'" zu huldigen.

Demgemäß zwang er sich zur Gleichgiltigkeit und gab sich das Ansehen eines Menschen, den nichts überrascht hat, dem nichts räthselhaft erscheint.

„Haben Sie Sich bereits erholt?" fragte ihn mit fast traulichem Tone seine Führerin.

„Wovon ſollt' ich mich erholt haben?“ erwiderte Marquard gleichgiltig, „die Todesdrohung hat mich nicht ergriffen, die Scene hier mich nicht erregt. Was ich ſehe, iſt zwar neu, doch nicht Alles, was neu iſt, liebkoſt dem Auge oder ſchmeichelt dem Geiſte. Ich bedarf daher keiner Erholung und bin bereit, Sie zu hören.“

„Sie thun ſich Zwang an, Herr Depaul.“

„Dieſen Vorwurf kann ich Ihnen mit größerem Rechte zurückgeben, das „„Du““, mit dem Sie mich früher anſprachen, ging Ihnen geläufiger von den Lippen, wie jetzt das „„Sie““.

Das Fräulein verrieth einige Verlegenheit.

„Früher“, ſagte ſie, „machte ich von dem Rechte der Maske Gebrauch.“

„Und jetzt?“ fragte der junge Mann, „iſt, was ich jetzt ſehe, weniger Maske?“

„Mein Herr . . .“

„Vergeben Sie! Meine Worte ſollten bei Gott nicht den Roſenſtaub Ihrer frohen Laune verwehen doch könnten Sie mir grollen, wenn ich Sie fragte ob, was ich früher ſah, ein bloßes Maskenſpiel ge weſen, oder ob, was ich jetzt ſehe, es iſt?“

Die Verlegenheit der jungen Dame ſchien ſich zu mehren.

„Wenn das“, entgegnete ſie, „was Sie ſehen, wirklich ein Spiel iſt, dann — bei Gott! — dann iſt es kein ſchlimmes Spiel. Folgen Sie mir in's Nebengemach.“

Marquard folgte der Weiſung und fand hier die trauernde Dame, welche ſich, ihm unbemerkt, während ſeines Geſpräches mit der Führerin, hierher begeben hatte.

Eine Pantomime erſuchte ihn, Platz zu nehmen — die Thür wurde geſchloſſen — der junge Mann befand ſich allein mit der Herrin des Hauſes.

„Sie verdanken es einem beſonderen Umſtande“, eröffnete die Dame die Unterhaltung, „daß Sie Sich in dieſem Augenblicke mir gegenüber befinden, der Sohn meiner vieljährigen bewährten Dienerin durfte in dieſem Hauſe kein Leid erfahren“ —

„Gnädige Frau“ —

„Margaritha war der Name Ihrer Mutter, ſie verließ meinen Dienſt nur, um die Gattin Ihres Vaters zu werden. Ihre ſpäteren Schickſale blieben mir unbekannt, bis ich ſie heute durch Sie erfuhr.“

„Der Zufall, der mich hierher brachte, iſt ſomit kein böſer?“

„War es wirklich nur ein Zufall?“

„Ich ſchwör' es Ihnen, gnädige Frau“, erwiderte der junge Mann treuherzig, „daß dem iſt, wie ich ſpreche. Ich habe mich im Walde verirrt und weiß in dieſem Momente noch nicht, wo ich mich befinde.“

„Ich glaube Ihnen. Die kunſtgeübte Weberin, die emſige Spinne, überläßt dem Zufalle des Windes den erſten Faden zu knüpfen, dann erſt beginnt ſie mit geometriſcher Genauigkeit die Linien ihres Netzes zu ziehen.“

„Wie ſoll ich das deuten, gnädige Frau?“

„Einſtweilen, will ich, daß Sie nichts mißdeuten, alles Andere bleibe mir überlaſſen. Sie befinden ſich zwiſchen dem Rußberg und Scheiblingſteinerberg im ſogenannten Paſſauerwalde. Das verfallene Jagdhaus hier, ſeit einigen Monaten mein Eigenthum, wurde in ſeinem Inneren wohnbar hergerichtet, ſein Aeußeres blieb jedoch abſichtlich und zwar aus leicht erklärbaren Gründen in ſeinem zerſtörten Zuſtande. Die Frauen und Mädchen, welche Sie hier trafen, ſind zum Theil vertraute Geſellſchafterinnen,

zum Theil Freundinnen, die mir in Liebe ergeben ſind. Schmerz und Trauer beherrſchen mein Gemüth, doch möcht' ich mich ihnen nicht ganz widerſtandslos überlaſſen, dies die Urſache, der in dieſen Räumen ſich öfter wiederholenden Luſtbarkeiten."

Da die Dame innehielt, nahm Marquard das Wort.

„Ich finde, was Sie mir da ſagten, gnädige Frau, ſo natürlich, daß ich die Vorſichtsmaßregeln, die Todesdrohung nicht begreife, die mich von hier fernhalten ſollten."

„Sie vergeſſen, daß Sie hier keinen Mann trafen, die Drohung galt nur dem Manne."

„Und, erlauben Sie mir die Frage, hätte man die Drohung, wäre ich nicht zufällig der Sohn Ihrer früheren Dienerin, ausgeführt?"

„Die Antwort darauf muß ich ihnen vorenthalten, bis ich Sie näher kennen gelernt. Indeſſen ſoll der Zufall Sie nicht umſonſt hieher geführt haben, Sie und Ihr Bruder ſollen Grund erhalten, ihn zu preiſen. Ich will auch Albin kennen lernen, verſprechen Sie mir, mich in ſeiner Geſellſchaft zu beſuchen, verſteht ſich am Tage, ich will indeſſen überlegen, in welcher Weiſe ich Ihnen und ihm nützlich ſein kann."

Marquard leiſtete die Zuſage.

„Die Nacht iſt vorgerückt und Sie bedürfen der Ruhe", fuhr die Dame fort, „man wird Ihnen ein Schlafgemach anweiſen und ein Abendmahl bereiten. Ueberlaſſen Sie ſich unbeſorgt Ihrer Bequemlichkeit und wenn Sie am Morgen geſtärkt erwachen, können Sie ungefährdet das Haus verlaſſen. Eine Dienerin wird Ihnen den kürzeſten Weg nach Ihrem Heimathsorte weiſen. Ich baue auf Ihren Eid."

Der junge Mann verneigte ſich und verließ durch eine ihm von der Dame angedeutete Seitenthür das Gemach.

Nach Marquard's Entfernung erhob ſich die ſchwarze Dame behend von ihrem Sitz, öffnete eine verborgene Tapetenthür und trat in ihr durch Kandelaber reich erhelltes Schlafgemach.

Dunkelgraue Tapeten bekleideten die Wände.

Im Hintergrunde ſchimmerte das ſchwellende, blüthenweiße Lager.

Auf der einen Seite ſtand ein großer Toilettespiegel, auf der anderen ein Betpult.

Die ſchwarze Dame, ohne den Schleier zu lüften, kniete am Pulte nieder, hob das Haupt empor und ſprach langſam und düſter, wie folgt:

„Seit zwölf Jahren ſteigt nur Ein Gebet aus meiner keuchenden Bruſt, fließt nur Eine Bitte über meine brennenden Lippen.

„Zehn Jahre lang ſchmachtete ich hinter düſteren Feſtungswällen in ſchwerer Haft und kein anderer Wunſch erwuchs meinem Buſen, keiner anderen Hoffnung gab ich Raum, als nur der Einen, der Einzigen!

„Darum erhöre mich, erhöre mich!

„Um dieſes, mein einziges Verlangen erfüllen zu können, um den alleinigen Zweck meines ferneren Daſeins zu erreichen, bedurfte ich der Freiheit; um frei zu werden, ſetzte ich mein Leben auf's Spiel, und ich bin es geworden.

„Um den wie mit Todeskampf in meinem Gehirn eingeklammerten Gedanken auszuführen, habe ich mich ſelbſt aus der Reihe der Lebenden geſtrichen und bin eine Andere geworden.

„Mein Name iſt verſchwunden — mein Aeußeres, weh' mir, ich habe mich verſtümmelt, ich erkenne mich ſelbſt nicht wieder.

„Von mir, wie ich war, iſt nichts übrig geblieben, nichts, als die eine unvertilgbare, allgegenwärtige Idee.

„Erhöre mich, erhöre mich!

„Ich habe gelitten, ich leide noch, ich will fortan unſäglich leiden, weit hinaus über's Grab, nur die Eine Bitte erfülle mir; um dieſes Preiſes Willen trage ich ewige Verdammniß, Amen!"

Nach dieſem fürchterlichen Gebete erhob ſich die ſchwarze Dame und trat vor den Spiegel, der ihr Bild lebensgroß wiedergab.

Sie löſte ihr Oberkleid, es fiel zur Erde, doch ſchwarz wie dieſes war auch ihr Untergewand.

Nacht von Außen, Nacht im Innern.

Nun zog ſie den Schleier vom Haupte.

Entſetzlich, welch' ein Bild wirft das koſtbare Glas zurück!

Das Antlitz der Dame iſt eine grauenerregende Frazze.

Die Züge verzerrt, die Muskeln verdorrt, die Haut zerriſſen und vernarbt.

Wer das Erſtarrende dieſes Anblickes in ſeiner ganzen Wucht fühlen wollte, müßte die Herrlichkeit dieſes Kopfes vor ſeiner Verſtümmelung gekannt haben.

O, wie war er ſchön, wie bezaubernd ſchön und jetzt — entſetzlich, — kein Zug, keine Spur davon

Bei dem Anblicke ihres Antlitzes ſtieß die Dame einen Wehſchrei aus, doch nur wenige Sekunden beherrſchte ſie der Schmerz, dann trat der Ingrimm an deſſen Stelle.

Dieſe allabendliche Erinnerung an ihre ſelbſtzerſtörte Schönheit war der Stachel, der ſie ihrem finſteren Vorhaben zutrieb, der alle ihre anderen Gefühle bis zur Ohnmacht betäubte, damit ja kein verſöhnender Gedanke dem Erwahen nahe komme.

Und von Wuth erfaßt, ſprang ſie zu einem großen Bilde an der Wand und zerrte davon den verhüllenden Schleier herab.

Aus einem Goldrahmen ſchaute auf ſie das ausdrucksvolle Portrait eines ſchönen, ſtattlichen Mannes herab, welcher die Waffen und Kleider eines hohen Militairs trug.

Wenn es im Bereiche der Möglichkeit lag, ihre bisherige Wuth noch zu ſteigern, ſo bewirkte es der Anblick dieſes Bildes, die Erinnerung an dieſen Mann.

Die Dame erhob ihre Rechte, ſtreckte dem Portrait die geballte Fauſt entgegen und murmelte zwiſchen den knirſchenden Zähnen hervor:

„Fluch, tauſendfacher Fluch über Dein Haupt!

Verderben Dir und Jedem, der Deinem Blute entſproß! Ohne Treu' und ohne Glauben lebſt Du in Pracht und Glanz; der Blitz zögert, Dein Haupt zu zerſchmettern, die Peſt ſcheut ſich, Dein Leben zu vergiften, ſie haben das Werk mir überlaſſen, ich komme, ich komme!"

Die Aufregung hatte ihre ganz Kraft verzehrt, die Unglückliche ſank vor dem Bilde zuſammen.

. . . . . .

. . . . . .

Marquard verbrachte, trotz der körperlichen Ermüdung, eine ſchlafloſe Nacht.

Welcher junge Menſch, der wie er mit einer lebhaften Einblildungskraft, mit einem empfänglichen Herzen begabt war, vermöchte nach ſolchen Erlebniſſen den Geiſt zur Ruhe zu zwingen und ſich den Armen des Schlafes zu überlaſſen?

Der Doppelgänger des wilden Einſiedlers, das Geheimniß, welches die Buche im Halterthale barg, das Abenteuer in dieſem Jagdhauſe, endlich im Vordergrunde aller dieſer Ereigniſſe das Verſchwinden Albin's beſchäftigten und beunruhigten ſeine Seele.

Die Sorge um den jüngeren Bruder war keine

geringere, obwohl man ſeiner Klugheit, ſeinem Muthe und Unternehmungsgeiſte vertrauen durfte.

Marquard erwartete mit Ungeduld den Morgen, um ſich auf den Weg zu machen und Albin, wenn er ihn nicht daheim fände, aufzuſuchen.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fanden ihn ſchon außerhalb des Lagers, eine Dienerin des Hauſes brachte ihm ein Frühmahl, welches er zu ſich nahm, und da das Mädchen während dem ſich in der Stube zu ſchaffen machte, ſo frug ſie der junge Mann: ob ſie beauftragt ſei, ihm den Weg gegen Hintersdorf zu weiſen?

Die freundliche Dirne bejahte die Frage.

„Du biſt der Wege und Stege in dieſem Walde wohl kundig?"

„Das will ich meinen", antwortete das Mädchen, „ich bin ja hinter dem Rußberge daheim."

„Dienſt Du ſchon lange hier im Hauſe?"

„So lange die gnädige Frau es bewohnt."

„Biſt Du mit dem Dienſte zufrieden?"

„Gewiß, die gnädige Frau iſt uns mehr eine Mutter als Gebieterin."

„Wie nennſt Du Dich?"

„Ich heiße Suſanna Biegler.“

„Kannſt Du mir ſagen, wo Deine Herrin ſich aufhielt, bevor ſie dieſes Haus bezog?“

„Ich hörte ſagen in Wälſchland.“

„Iſt Dir über ihren Stand etwas Näheres bekannt?“

„Sie iſt eine Marcheſa, wie die Anderen ſie anſprechen.“

„Ihr Name?“

„Vendetta.“

„Marcheſa Vendetta“, dachte Marquard, „ein verhängnißvoller Name“.*)

Während dieſer Unterhaltung hatte er das Frühmahl eingenommen und machte ſich dann, von dem Mädchen begleitet, auf den Weg.

Man trat in den Korridor, die Thür, welche von hier in den Hof führte, war noch geſchloſſen, im Hauſe lag Alles noch in tiefer Ruhe.

Suſanna öffnete die Pforte, trat dann mit Marquard in den Hof und ſchritt gegen die zum Theil verfallene Mauer, welche das Haus einfriedete.

---

*) Vendetta heißt Rache.

In dieſem Momente drang aus dem Walde herein der ſchrille Ton eines Pfeifchens.

„Man fordert Einlaß", bemerkte das Mädchen, eilte voraus zur Pforte und ſpähte durch eine kleine runde Oeffnung, um zu ſehen, wer der Betreffende ſei.

Da der junge Waidmann während dem ſie erreichte, winkte ſie ihm, bei Seite zu treten, und liſpelte ihm zu: „Es iſt ein Kavalier, der öfters bei der gnädigen Frau zu Beſuch erſcheint, auch ein Wälſcher, der Herr Graf von Dolabella!"

Marquard drückte ſich ſeitwärts an die Mauer, Suſanna öffnete die Pforte, ein großer, hagerer Herr trat ein und ſchritt, ohne ein Wort zu verlieren, auf das Haus los.

Der junge Mann ſtierte ihm nach, ein plötzlicher Donnerſchlag hätte ihn nicht ſo überraſcht, wie das Aeußere dieſes Kavaliers, er traute ſeinen Augen nicht, und doch war es unmöglich zu zweifeln, der Graf von Dolabella war der wilde Einſiedler oder glich dieſem mindeſtens ſo ſehr, wie jener Mann, der ſich am Tage vorher auf dem Burgplatze bei den Küraſſieren anwerben ließ.

Der Aufforderung Suſanna's folgend, trat er

mit ihr den Weg durch den Wald an — der Eifer, mit welchem er verſchiedene Fragen an das Mädchen richtete, machte es vermuthlich mißtrauiſch und er erhielt gar keine Antwort mehr und mußte ſich, auf der Straße angelangt, unbefriedigt von ihm trennen.

Viertes Kapitel.

Albin wird in einen Gänſeſtall geſteckt und beweiſt, dass guter Eſſig früh ſauer wird.

Was war indeſſen mit Albin vorgegangen?

Warum unterließ er plötzlich, das verabredete Zeichen zu geben, welches den älteren Bruder auf ſeiner Fährte erhalten ſollte?

Um dieſe Fragen zu beantworten, müſſen wir bis zu dem Augenblicke zurückkehren, wo der junge Menſch ſich in Lauf geſetzt hatte, den beiden Männern zu folgen, welche die hohle Buche im Halterthale zum geheimnißvollen Aufbewahrungsorte erkoren hatten.

Eine Weile hielt er ſich hinter ihnen und ließ den

nachgeahmten Ruf des Kibitzes ertönen, dem, wie wir wiſſen, Marquard folgte.

Plötzlich blieben die Männer mit den Pferden ſtehen; der ſie zur Nachtzeit durch den Wald begleitende Vogelſchrei fiel ihnen um ſo mehr auf, da Kibitze in der Regel ſich vom Geräuſch zu entfernen, nicht aber ihm zu folgen pflegen.

Albin, durch das Verſtummen des Geräuſches vor ihm aufmerkſam geworden, näherte ſich behutſam und hörte, wie die Männer den Fall beſprachen und Verdacht zu ſchöpfen begannen.

„Wenn ich fortfahre dem Bruder das Zeichen zu geben", dachte er, „ſo verrathe ich mich ſicher und ſetze mich damit der Gefahr aus, mein Vorhaben ſcheitern zu machen; ich halte es daher für gerathener, von nun an zu ſchweigen; mag Marquard meine Spur verlieren, wir werden uns in Hintersdorf ſchon wieder zuſammenfinden. Mein Zweck iſt, die Unbekannten nicht aus dem Auge zu verlieren; mit Marquard in Verbindung zu bleiben, iſt Nebenſache."

Dieſem Entſchluſſe gemäß, ſchwieg er von nun an, und der ältere Bruder verlor, wie wir bereits wiſſen, in der That ſeine Spur.

Wieder eine Weile folgte Albin dem „gnädiger Herrn" und dem Diener, als ſein immer reger Geiſt neue Bedenken auffand, welche ihm das bloße Verfolgen der beiden Unbekannten nicht als das Zweckmäßigſte erſcheinen ließ.

Wenn ich den Unbekannten bloß nachfolge, raiſonnirte er, ſo werde ich endlich erfahren, wo ſie daheim ſind, ohne jedoch ihre nähere Bekanntſchaft gemacht zu haben, geſetzt den Fall, wir bedürfen dieſer, dann müßten wir einen neuen Weg dazu auffinden, was jedenfalls erſpart würde, wenn ich, ſtatt den Herren einfach zu folgen, auf dem Wege gleichzeitig ihre Bekanntſchaft machte; das gäbe nach meiner Berechnung zwei Fliegen mit Einem Schlage. Wie aber ſoll ich, was ich vorhabe, recht pfiffig ausführen?"

Der vierzehnjährige Blondkopf fand mit Hülfe ſeiner lebhaften Phantaſie ſogleich eine Antwort auf ſeine Frage.

Er verſtärkte ſeinen Lauf, um die kleine Karavane zu überholen, huſchte, von der Finſterniß begünſtigt, auf einem kurzen Umwege an ihnen vorüber, ſuchte einen Vorſprung von ein paar hundert Schritten zu

gewinnen und erwartete hier unter Weinen und lautem Wehklagen die beiden Männer.

Dieſe hörten ſogleich das Jammern des jungen Menſchen, wurden ſtutzig und näherten ſich ihm.

Albin verſtärkte ſein Geſchrei.

„Was gibt es hier, wer biſt Du?“ fuhr ihn der gnädige Herr barſch an.

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ zähneklapperte der Jüngling.

„Wir ſind keine Geſpenſter, ſondern Menſchen.“

„Um ſo ſchlimmer, weh' mir, Spitzbuben, Räuber, Mörder!“

„O Du kleiner Tagedieb!“ —

„Sie ſchelten mich einen Tagedieb?“ rief Albin mit verſtellter Heftigkeit, „ich bin eine arme Waiſe aus Hintersdorf, und Keiner, der dem lieben Herrgott die Zeit abſtiehlt; mich in der Nacht einen Tagedieb zu ſchelten, oh, oh, oh! . . .“

„Wie kommſt Du hierher?“

„Ich habe mich im Walde verirrt, man ſandte mich nämlich in's Halterthal zum wilden Einſiedler. . .“

„Welche Unvorſichtigkeit! Ein vierzehnjähriges Kind ſo weit fortzuſenden!“

„So ſagte auch ich zu meinem Bruder, er ſprach mir jedoch zu und ich gehorchte ihm wie immer; jetzt ernte ich den Lohn für meinen Gehorſam, voll Hunger und Durſt ſtehe ich müde und matt mitten in Nacht und Wald.“

„Wie iſt Dein Name?“

„Albin Depaul.“

„Wer iſt Dein Bruder?“

„Ein Waidmann, ein trefflicher Schütze, der noch nie einen Schuß Pulver vergeudet.“

Der gnädige Herr ſchwieg; er ging offenbar mit ſich zu Rathe, ob er dem Jungen beiſtehen ſolle oder nicht?

Endlich ſagte er mürriſch zu ſeinem Diener: „Peter, nimm den Balg und wirf ihn in den Tragekorb, wir wollen ihn mit heimnehmen und uns die Ueberzeugung verſchaffen, ob der naſeweiſe Schelm die Wahrheit redet.“

Der Diener hob Albin am Kragen in die Höhe und erfüllte die Weiſung ſeines Herrn faſt wörtlich.

Marquard's Bruder nahm den Wurf ſtillſchweigend hin und dachte: „Warte nur, Du lumpige Bedientenſeele, Dir will ich's vergelten, ich habe ähnliche Liebesdienſte noch jederzeit pünktlich abgezahlt!“

Und ſich wohlgemuth in dem Korbe hinſtreckend, dachte er weiter:

„Wo ich jetzt liege, ſtand zwar früher der Sarg, den ſie in dem Baume verbargen; was liegt indeſſen daran, unſer Schulmeiſter nannte uns ohnedem Aeſer, im ſchlimmſten Falle enthält der verborgene Sarg auch nur einen todten Menſchen; ich kann daher ohne Scheu hier liegen bleiben.

Die bequeme Lage lockte den Schlaf herbei; allein der junge Menſch that ſich Gewalt an, um ſich wachzuerhalten und den Weg, den man zurücklegte, ſoweit die Nachtzeit es geſtattete, zu beobachten.

Es dauerte nicht lange, ſo näherte man ſich einem Dorfe.

Albin gewahrte, daß man an ein paar Hütten vorüberzog.

Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe, ſpähte umher und murmelte dann: „Ah, wenn ich recht ſehe, befinden wir uns in Mauerbach!“

Und ſo war es auch!

Der kleine Zug bewegte ſich in das rechts von der Kirche gelegene Thal, wo Peter, ſo hatte der gnädige Herr früher ſeinen Diener genannt, das Thor

eines vereinſamten Herrenhauſes öffnete, durch welches man zog.

„Gott Lob! wir ſind zur Stelle," dachte Albin.

„Was iſt's mit dem Jungen?" fragte der Gebieter.

„Er ſchläft."

„Weck' ihn auf und ſperr' ihn die Nacht über in den Gänſeſtall!"

Ein Anderer an Albin's Stelle hätte gegen ein ſolches Nachtlager beſcheidene Einwendungen erhoben unſer junger Bekannter hütete ſich jedoch, dies zu thun, ſondern ließ ſich von Peter rütteln und wecken und taumelte dann ſchlaftrunken in den Gänſeſtall, um als nächſter Nachbar der Pferde den Reſt der Nacht auf Stroh zuzubringen.

So nämlich dachte Peter und der gnädige Herr, der Jüngling indeſſen wurde dieſem Programme ein wenig untreu.

Der Gänſeſtall trug ſeinen Namen von ehemaligen; ſchnatternden Bewohnern, deren Stammväter einſt das Kapitol gerettet hatten, jetzt war er zufällig leer und Albin befand ſich ſomit allein.

Sein erſtes Geſchäft war, ſich nach einem Fenſter umzuſehen, welches er vom Hofe aus bemerkt hatte.

Da es ziemlich hoch angebracht war, kletterte er hinan und ſchaute durch die viereckige Lucke bequem in den Hof.

Sein Zweck dabei war, ſich mit der Oertlichkeit vertraut zu machen.

Der gnädige Herr hatte ſich gleich nach dem Anlangen in das Wohnhaus begeben, jetzt ſah Albin ihn zurückkehren und hörte ihn nach dem Diener rufen.

Peter trat aus dem Stalle, wo er ſich mit den Pferden beſchäftigte.

Herr und Diener führten nun halblaut folgendes Geſpräch, deſſen Inhalt dem zeitlichen Bewohner des Gänſeſtalles nicht entging.

„Peter, Du haſt recht, ſie iſt in der That nicht zu Hauſe.“

Auf dieſe Anrede des Gebieters erwiderte der Diener:

„Ich ſagte es Ihnen ja, gnädiger Herr, daß das Fräulein öfter nächtlicher Weile aus dem Hauſe ſchleiche und mehrere Stunden fortbleibe. Unſere Liſt iſt gelungen, die Angabe, daß wir heute nicht mehr zurückkehren, hat Fräulein Editha wieder zu ihrem nächtlichen Spaziergange verleitet, nun können

wir ihr gemächlich auflauern, Sie, gnädiger Herr, am Gartenpförtchen, ich am Hauptthore, solcher Weise schlüpft sie ohne unser Wissen nicht in's Haus."

„Thun wir, wie Du sagst, ich werde sie zur Rede stellen, ich muß erfahren, wohin diese nächtlichen Gänge führen?"

„Ich fürchte, Fräulein Editha wird Ihnen ein Geständniß verweigern."

„Wie? Mein Kind sollte mir den Gehorsam versagen?"

„Je nachdem, wer weiß, wem die Gänge des Fräuleins gelten? In gewissen Dingen lieben es die gehorsamsten Kinder, halsstarrig und verschwiegen zu sein."

„Wagt sie dies, so soll ihr statt der Liebe des Vaters seine Strenge werden. Jetzt spute Dich, Peter, und stelle Dich am Thore auf."

Nach diesen Worten entfernte sich der Gebieter — Peter kehrte zu den Pferden zurück und begab sich bald auf den angewiesenen Posten.

Nachdem es im Hofe still geworden war, faßte Albin rasch einen Entschluß.

Sein Geiſt begriff augenblicklich die Situation und er beeilte ſich, ſie zu benutzen.

Was hatte er vor?

Wir werden es ſogleich ſo hören.

So eng das Fenſterchen war, gelang es ſeiner ſchlanken, ſchmiegſamen Geſtalt, ſich durch daſſelbe zu winden und den Hofraum zu erreichen.

Von hier aus eilte er zur einfriedenden Mauer, erkletterte ſie leicht und behend wie eine Katze und befand ſich in weniger als fünf Minuten im Freien vor dem Hauſe.

Daſſelbe leichten Fußes umkreiſend, gewahrte er, daß es in der That nur mit zwei Eingängen verſehen war, mit einem großen Thore und in ziemlicher Entfernung davon mit einem Gartenpförtchen.

„Gut", dachte Albin, „innerhalb dieſer Pforte lauert der Herr Papa, innerhalb des großen Thores der Schuft Peter, welcher ſeines Herrn Diener, Knecht, Vertrauter und Spion, Alles in Einer Perſon zu ſein ſcheint. Während Beide d'rinnen harren, warte ich außen auf das Fräulein und erwerbe mir ſeine Gunſt, indem ich es warne. Wenn der Herr Vater geheimnißvolle Gänge in's Halterthal macht, warum ſoll das

Fräulein Tochter sie nicht in Mauerbach unternehmen? Das Fräulein muß in's Haus kommen, ohne einen der beiden Eingänge zu passiren, und die Auspasser sollen am Morgen mit langen Nasen abziehen."

Nach diesem Selbstgespräche legte er sich vom Hause entfernt auf den Boden nieder und wählte die Stelle derartig, daß er die Schritte Editha's, welchem Eingange sie auch zuging, hören mußte.

Hierauf fuhr er fort, sich in Gedanken mit dem Fräulein zu beschäftigen.

„Editha heißt sie, ein schöner Name, ob sie wohl auch hübsch ist? Ich bin neugierig, sie kennen zu lernen. Was aber hat sie zur Nachtzeit außerhalb des väterlichen Hauses zu suchen? Sammelt sie Kräuter oder .... oder .... meiner Treu', ich finde keine vernünftige Ursache, es wäre denn, daß sie draußen wie des Nachbars Rose einen Vetter besäße, den die Leute ihren Liebsten nennen.

„Ihren Liebsten? Das soll wohl heißen, daß der Vetter ihr unter allen anderen Menschen der Liebste ist; ob nun Fräulein Editha bereits einen solchen Liebsten hat? Ich muß sie fragen, und wenn sie

etwa ſeinetwegen die mühevollen Gänge macht, dann wollen wir dem Papa und dem Peter eine noch derbere Naſe drehen, ich ſchmuggle ihr den Liebſten in's Haus und wenn der Vater dahinterkommt, ſo ſag' ich ihm geradezu in's Geſicht; „Ei was, wer im Halterthale in ausgehöhlten Bäumen Särge, mit wer weiß was gefüllt, verbirgt, der hat kein Recht, ſeinem Kinde eine ſo unbedeutende Freude, wie ein Liebſter iſt, zu verſagen. Kurz und gut, ich will mich mit dem Fräulein auf einen recht freundlichen Fuß ſtellen, und ſie muß mir dann ſagen, was ſich in dem Sarge befinde, den ihr Vater im Halterthale verbarg. Sie muß; wer weiß, ob ſie es kann? Vielleicht weiß ſie vom ganzen Geheimniſſe nicht einmal ſo viel wie ich und mein Bruder, in dieſem Falle wird es gut ſein, ihr nichts zu verrathen; denn ſie würde ohne Zweifel eher zu dem Vater halten, wie zu uns, die wir ihr doch fremd ſind. Jedenfalls muß ich vorſichtig und behutſam zu Werke gehen, damit ich nichts verderbe und Marquard keine Gelegenheit finde, mir abermals meine Jugend vorzuwerfen."

In dieſen und ähnlichen Gedanken erging ſich der Jüngling, ohne jedoch ſeine Aufmerkſamkeit zu ver-

ringern, damit ihm die herannahende Jungfrau nicht entgehe.

Mehrere Stunden verfloſſen, das erſte Grauen des Morgens wurde bereits vom erſten Hahnenſchrei begrüßt, als Albin eine dunkle Frauengeſtalt herankommen ſah.

Ohne ſich zu bedenken, erhob er ſich raſch vom Boden und eilte ihr entgegen.

Er erreichte eine ſchwarz gekleidete und verſchleierte Dame, die, von ſeinem Erſcheinen betroffen, einige Schritte zurückwich.

„Nennen Sie ſich Fräulein Editha?" fragte er haſtig.

Die Dame zögerte mit der Antwort.

„Wenn Sie das genannte Fräulein ſind, fuhr er eifrig fort, dann erfahren Sie, daß Ihre nächtlichen Ausgänge dem Herrn Vater verrathen ſind, er lauert hinter der Gartenpforte auf Ihre Heimkehr und Peter bewacht ebenſo das Hausthor."

Dieſe Kunde flößte dem Fräulein großen Schreck ein.

„Mein Gott!" liſpelte ſie voll Angſt, „wie werde ich unbemerkt in's Haus gelangen?"

„Faſſen Sie ſich Fräulein, vielleicht gelingt es mir, Ihren Wunſch zu erfüllen."

„Sie wollten? Ach, Sie ſind ja noch ein Kind.“

„Schon wieder dieſer abſcheuliche Vorwurf!“ dachte Albin ärgerlich, und laut ſagte er:

„Fräulein Editha, ich zähle bereits vierzehn Jahre und in dieſem Alter iſt man kein Kind mehr; übrigens wenn Sie es vorziehen, ihrem Herrn Vater oder dem falſchen Peter in die Arme zu laufen, ſo trete ich gern zurück.“

„Nein, nein, bleiben Sie, helfen Sie mir, ich bitte Sie darum.“

„Beantworten Sie mir raſch einige Fragen.“

„Mit Vergnügen.“

„Sie bewohnen ein eigenes Gemach?“

„Natürlich.“

„Wohin gehen die Fenſter davon?“

„In den Garten, doch befinden ſie ſich der Pforte ſo nahe, daß der lauſchende Vater uns hören würde.“

„Das iſt ſchlimm, wir müſſen an einen andern Weg denken.“

Nach einer Pauſe: „Das Haus iſt wohl mit Bodenfenſtern verſehen?“

„Um Gott! Sie werden doch nicht auf's Dach klettern wollen?“

„Warum denn nicht? Meinethalben brauchen Sie nicht in Sorge zu ſein, es fragt ſich nur, wie ich Sie nachbringe? Auf dem Boden wird es vielleicht Stricke geben, ich laſſe einen herab und ziehe Sie daran zu mir herauf.“

„Sie? Mich? Sie ſcherzen wohl, laſſen Sie ſolche abenteuerliche Gedanken.“

„Fräulein Editha“, warf der junge Menſch leicht hin, „ich hielt Sie für eine Freundin abenteuerlicher Unternehmungen.“

„Sie ſpotten . . .“

„Der Himmel behüte mich davor, ich bin zu chriſtlich erzogen, um eines Nebenmenſchen zu ſpotten, der ſich in bedrängter Lage befindet.“

„Ach! Wenn ich nur ſchon unbemerkt im Hauſe wäre!“

„Wählen wir den Weg über die einfriedende Mauer.“

„Bin ich denn eine Katze, um eine Mauer hinanzuklettern?“

„Schleichen wir uns nur hin, ich bringe Sie hinüber und müßte ich die Feuerleiter vom Dache herabholen.“

„Soeben fällt mir ein: . . .“

„Was denn, Fräulein Editha?“

„Daß im Hofe längs der Mauer eine Leiter liegt.“

„Gott Lob! jetzt bedürfen wir nichts mehr!“

Das Pärchen eilte zur Mauer und zwar zu jener Stelle, wo drinnen nach Editha's Beurtheilung die Leiter lag, Albin kletterte raſch die Steinwand hinan und ließ ſich dann leiſe in den Hof hinab.

Hier fand er in der That eine Leiter, welche er an die Mauer lehnte, hinanlief und dann nach ſich zog, um ſie auf der anderen Seite für das Fräulein hinabzulaſſen.

Editha ſtieg nun ebenfalls bis zur Wandkante empor, ſetzte ſich hinter dem Jünglinge auf's Gemäuer, bis dieſer die Leiter nachzog, nach Innen hinabließ und anlehnte, ſo daß nun die Jungfrau ungefährdet in den Hof hinabkam.

Wenige Augenblicke ſpäter ſtand ihr Albin zur Seite.

„Nun, Fräulein“, fragte er, „ſind Sie mit dem vierzehnjährigen Kinde zufrieden?“

„Ich danke Ihnen herzlich, doch wer ſind Sie?“

„Davon morgen, oder vielmehr heute, in einigen

Stunden, ich muß zurück in den Gänſeſtall; denn ich fange an, etwas wie Müdigkeit zu ſpüren. Gute Nacht, Fräulein Editha!"

„Schlafen Sie recht wohl!"

Das Fräulein ſchlich ſich unbemerkt in's Haus. — Albin kam glücklich durch das ſchmale Fenſterchen zurück in den Gänſeſtall und überließ ſich nun ſorglos den kräftigenden, mechaniſch-chemiſchen Einwirkungen eines tiefen, geſunden Schlafes.

. . . . . .

. . . . . .

Die Sonne ſtand am Vormittage bereits hübſch hoch, als der kleine Blondkopf von Peter geweckt wurde.

„Heh, kleiner Taugenichts, wach' auf!"

„Selbſt Taugenichts!" murmelte Albin und rieb ſich die Augen.

„Der gnädige Herr will mit Dir ſprechen."

„So früh ſchon?"

„Zum Teufel! es iſt ja bereits neun Uhr, das ganze Haus ſammt und ſonders verſchlief ſich" —

„Wißt Ihr, wie das kam?"

„Vermuthlich, weil wir nicht früher aufwachten."

„Errathen! Ihr ſeid ein Schlaukopf, Herr Peter,

wenn ich noch einmal zur Welt komme, müßt Ihr mein Schulmeiſter werden. Wo befindet ſich der gnädige Herr?"

„Er wartet auf Dich in ſeinem Zimmer."

Albin, von dem Diener begleitet, begab ſich in's Wohngebäude und trat in ein Gemach, deſſen Thür Peter ihm öffnete.

Der gnädige Herr, ein robuſter Fünfziger mit einem brennendrothen Antlitze und buſchigen Brauen, fuhr den Jüngling barſch und ſtolz an:

„Weißt Du, wo Du Dich befindeſt?"

„Den Ort kenn' ich wohl, das Haus nicht."

„Ich bin der Freiherr von Falk, und Du Taugenichts?" —

„Herr Baron," verſetzte der Jüngling mit Würde, „ich bin kein Taugenichts! Sie nennen ſich Falk, in der Regel erheben ſich Falken, um zu ſtoßen, — das muß ich wiſſen, weil mein Vater Piqueur war und mein Bruder Jäger iſt — Sie ſcheinen auch von dieſem Naturtriebe beſeelt zu ſein; denn kaum vom Lager erhoben, ſtoßen auch ſie ſchon."

„Teufel, was iſt das für eine Sprache!" —

„Die eines Mannes."

Der Edelherr vergaß den früheren verletzenden Vergleich und brach in ein lautes Lachen aus.

„Oh, oh," rief er, „ist das ein naseweiser Junge!"

„Gnädiger Herr, ich bin vierzehn Jahre alt und kein Junge!"

„Du bist noch weniger — Du bist ein Knirps!" —

„Sie müssen sehr übler Laune sein, Herr Baron, wenn Sie sich hinreißen lassen, eine arme Waise zu beschimpfen, die Ihnen niemals zu nahe trat."

Herr von Falk nickte mit dem Kopfe wie ein Renner, den eine Bremse sticht, und erwiderte: „Ich kann es nicht leiden, wenn Kinder wie Männer sich geberden, kurz und gut, ich habe Dich unter verdächtigen Umständen im Walde getroffen." —

„Teufel, Herr Baron!" ruft jetzt der Jüngling mit komischer Betonung, „mit dem nämlichen Rechte könnte ich behaupten, ich hätte Sie unter verdächtigen Umständen im Walde getroffen!"

Der Edelherr fixirte den Jüngling, doch dieser zeigte die Miene eines Menschen, der sich eben einen planlosen Scherz erlaubt, worüber sich jener beruhigte und sagte:

„Wenn ich mich überzeugt haben werde, daß die

Angaben, welche Du mir gestern bei unserem Zusammentreffen gemacht, wahr seien, dann werde ich Dich wieder frei ziehen lassen, bis dahin bleibst Du im Hause unter Aufsicht."

„Und wie wollen Sie, Herr Baron, die erwähnte Ueberzeugung sich verschaffen?"

„Ich werde einfach nach Hintersdorf zu Deinem Bruder senden. Jetzt entferne Dich, wir haben einstweilen nichts mehr miteinander zu sprechen."

Albin verließ mit Bangigkeit das Gemach.

„Der Baron", dachte er, „schöpft Verdacht, daß ich sein Geheimniß im Walde erlauscht habe; bei meinen gestrigen Angaben bediente ich mich einiger Unwahrheiten, wenn diese durch Marquard — der meine Nothlügen nicht kennt — an's Licht kommen, wird der Verdacht des Barons noch mehr anwachsen und ich habe von ihm Schlimmes zu besorgen. Wie nun die Gefahr abwenden? Marquard muß von meinen Angaben vor seinem Zusammentreffen mit dem Baron Kenntniß erhalten, und da man mich wahrscheinlich verhindern wird, mit dem Bruder früher zu sprechen, so muß das Fräulein mir den Dienst erweisen.

Mit diesem Entschlusse verfügte sich Albin wieder

in den Gänſeſtall, um auf eine Gelegenheit zu einer Zwieſprache mit Editha zu lauern.

Bevor dieſe ſich ergab, fiel zwiſchen Vater und Tochter folgende Scene vor.

Wie jedes Mal beim erſten Begegnen am Morgen, küßte das Fräulein auch heute die Hand des Vaters.

Der Edelherr betrachtete ſie mit heimlich prüfendem Blicke und ſagte leicht hingeworfen: „Du ſcheinſt heute ſpäter wie ſonſt erwacht zu ſein?"

„Um Vergebung, Vater, ich war zur gewöhnlichen Stunde außer Bette."

„Haſt Du angenehm geruht?"

„Im Gegentheil, ich hatte eine ſchlafloſe Nacht."

„Ah!"

„Ich verbrachte mehrere Stunden bei Veronika."

Veronika war Editha's Dienerin.

Herr von Falk begann ſich über ſich ſelbſt zu ärgern; auf dieſe Ausrede nicht gefaßt, hatte er es des Nachts unterlaſſen, die Stube des Dienſtmädchens zu unterſuchen, damit verlor er den Boden unter den Füßen, denn Veronika hielt ſo treu zu ihrer Herrin, wie Peter zu ihm, und weder Zureden noch Dro-

hungen hätten das Mädchen vermocht, gegen Editha zu zeugen. Da ihm andere Beweiſe mangelten, ſo zerſtörte dieſes Alibi jede Anklage.

In Folge dieſer Wendung verdüſterte ſich das Antlitz des Barons noch mehr, er konnte ſich nicht enthalten, mit ſtrengem Tone zu ſagen: „Ich wünſche, daß meine Tochter die Nächte nicht in Geſellſchaft ihres Dienſtmädchens zubringe."

„Mein Vater...."

„Still, Du weißt, ich dulde keine Einſprache" —

„Und doch muß ich ſie wagen. Sie verdammen mich zur Einſamkeit" —

„Weil ich ſie für Dich erſprießlich finde."

„Erſprießlich mag ſie ſein, angenehm nicht."

„Ah, Du verlangſt nach den Annehmlichkeiten des Lebens?"

„Hat die Jugend nicht ein Recht darauf?"

Der Baron blickte ſeine Tochter mit weit geöffneten Augen an, als traue er ſeinem Gehöre nicht, dann verſetzte er düſter: „Welche überraſchend neue Anſichten, welcher Satan hat Dir dieſe Lehre in den Kopf geſetzt? Du ſprichſt von Rechten der Jugend, denk' vorerſt an ihre Pflichten."

„Ich glaube am beſten zu handeln, wenn ich beide vereinige.“

„Du verletzeſt jedoch die letzteren, indem Du Deinem Vater nicht gehorchſt.“

„Nicht doch, mein Vater, ich befolge jeden Ihrer Befehle.“

„Solange ſie Dir angenehm ſind.“

„Solange ſie mein Wohl bezwecken.“

„Ah, ich verſtehe! Die Einſamkeit, zu welcher ich Dich, wie Du ſagſt, verdamme, ſteht Deinem Wohle entgegen?“

„Förderlich iſt ſie ihm eben nicht.“

Der Baron trat betroffen zwei Schritte zurück, ſchlug die Hände über dem Haupte zuſammen und rief, zürnend und klagend zugleich:

„Iſt es möglich, hör' ich wirklich mein Kind ſprechen, oder iſt's irgend eine ausgelaſſene Dirne, welche von Jugend an die verdorbene Stadtluft eingeſogen? Sähe ich Dich nicht vor mir ſtehen, ich würde auf Letzteres ſchwören. Welch' eine Veränderung iſt mit Dir vorgegangen und ſeit wann?“

Herr von Falk durchmaß in langen, geräuſchvollen Schritten das Gemach, vielleicht eine entſchuldigende

Antwort erwartend, vielleicht nach einem Entſchluſſe ringend, was bei einer ſolchen Wendung der Anſichten zu beginnen?

Da keine Antwort von Seiten Editha's erfolgte und der Baron ſeine Ideen zur Mittheilung noch nicht reif fand, hielt er nach einigen Minuten in ſeiner Bewegung ein und ſagte kurz und gebieteriſch:

„Laß mich allein, wir werden die Unterhaltung ſeiner Zeit fortſetzen, bis dahin lebe ſtreng Deinen Pflichten; wenn Du von Rechten der Jugend ſprichſt, muß auch ich an die der Eltern Dich erinnern!"

Als die Jungfrau ihm die Hand küſſen wollte, verweigerte er ihr dieſelbe, worauf Editha nicht ohne Trotz das Gemach verließ.

Eine Viertelſtunde lang ging der Baron mit ſich zu Rathe; das Ergebniß davon war, daß er am Schluſſe die Worte murmelte: „Ich mag ſinnen und erwägen ſolange ich will, ich finde nur einen Weg offen, der iſt, ſie zu vermählen."

Noch vor wenigen Tagen hätte dieſer Beſchluß — raſch ausgeführt — eine willige Aufnahme gefunden, heute kam er zu ſpät!

. . . . . .

Eine Stunde nach dieſer Scene erſcholl in dem Thale, in deſſen Schooße Mauerbach ruht, Trompetenklang — ein Zug einer Reitereskadron trabte heran, um im Orte auf einige Zeit Kantonirungsquartiere zu beziehen.

Der Befehlshaber des Zuges erhielt ſein Quartier im Freihofe angewieſen. — Albin erkannte in ihm den alten Wachtmeiſter, welcher am vorhergehenden Tage die Werbung auf dem Burgplatze mit ſo glänzendem Erfolge geleitet hatte.

Fünftes Kapitel.

Albin concurrirt um eine Vetterſtelle und ſein Bruder erhält die Anwartſchaft darauf.

Der kleine Blondkopf wurde — was Jeder begreiflich finden wird — durch den Anblick des alten Wachtmeiſters an den Urſprung ſeines Abenteuers, an den wilden Einſiedler, erinnert.

Ob jener Rekrut, der dem Bruder Thomas so wunderbar ähnlich sah, sich auch im Orte befinde? war eine in seinem Geiste aufgetauchte Frage, deren Beantwortung er im Laufe des Tages zu lösen gedachte.

Vor der Hand behielt er mit männlicher Festigkeit sein Augenmerk auf seine Angelegenheit gerichtet, und diese, wie wir wissen, erheischte eine unbemerkte Rücksprache mit dem Fräulein vor der Ankunft Marquard's, nach dem der Baron bereits einen Boten nach Hintersdorf abgesandt hatte.

Die geräuschvolle Ankunft der Einqartierung, welche die Zeit und das Augenmerk des Barons verschiedener Anordnungen wegen in Anspruch nahm, begünstigte Albin's Vorhaben.

Er schlüpfte unbemerkt aus dem Hofe in das Wohngebäude und gewahrte das Fräulein in der Thüre eines Gemaches, von wo sie sich bei seinem Anblicke nach Innen zurückzog.

Albin eilte ihr nach, und da er Editha jetzt zum ersten Male am Tage und ohne Schleier sah, blieb er betroffen vor ihr stehen und flüsterte: „O mein Gott, wie schön sind Sie!"

Dieſe ungekünſtelte, unwillkürliche Huldigung wurde mit einem wohlwollenden Lächeln aufgenommen, welches dem Antlitze der Jungfrau neuen, erhöhten Reiz verlieh.

„Sie ſind es", ſagte ſie, „dem ich den Dienſt von heute Nacht verdanke."

„Fräulein Editha", verſetzte Albin begeiſtert, „hätte ich Sie gekannt wie jetzt, ich würde Sie — um die Größe meiner Aufopferungsfähigkeit darzuthun — nicht über die Mauer, ſondern über das Dach durch das Bodenfenſter in das Haus gebracht haben."

Die Jungfrau lächelte und meinte: „erfahrene Leute begeben ſich nie ohne Noth in Gefahr."

„Sie ſprechen ſo klug, als Sie ſchön ſind."

„Sie ſcheinen zeitlich die Schule der Schmeichelkunſt beſucht zu haben?"

„Ich habe in der Schule Manches gelernt, Fräulein, doch ſchmeicheln nie, eben ſo wenig, als meine Zunge in Feſſeln legen, wenn mir unbekannte Kräfte ſie in Bewegung ſetzen. Fräulein Editha, würden Sie mir wohl eine Frage erlauben?"

„Mit Vergnügen, ſprechen Sie."

„Beſitzen Sie einen Vetter?"

„Nein, in Wien habe ich bloß eine Tante, eine Schwester meines Vaters“ . . .

„Um Vergebung, Sie haben mich mißverstanden, ich meine, ob Sie einen Vetter beſitzen, der Ihnen unter allen Männern der liebſte iſt?“

Die Jungfrau ſchaute den kleinen Blondkopf zweifelvoll an und ſagte: „Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nicht möglich; indeſſen ich will verſuchen, Ihnen meine Worte klar zu machen. Unſeres Nachbars Roſe iſt auch ein hübſches Mädchen, aber lange nicht ſo reizend wie Sie, da nun dieſe Roſe einen Vetter beſitzt, der, wie die Leute ſagen, ihr Liebſter iſt, ſo ſollten auch Sie Einen haben.“

Editha konnte über dieſen naiven Schluß ſich eines lauten Lachens nicht erwehren und rief: „O, o, welch' kindiſche Gedanken!“

„Das ſoll wohl heißen alberne?“ verſetzte Albin kleinlaut.

„Ich möchte Sie nicht kränken und ſagte bloß kindiſch; doch geſtehen Sie mir, wie kommen Sie dazu, an mich dieſe Frage zu richten?“

„Ich möchte es Ihnen wohl bekennen, fürchte jedoch —“

„Was denn?“

„Daß Sie mich wieder auslachen werden.“

„Ich verſpreche Ihnen, ernſthaft zu bleiben.“

„Ich dachte mir“, ſagte jetzt Albin ſchüchtern, „wenn Sie zum Beiſpiel noch keinen Vetter hätten...“

„Nun, was dann?“

„Dann möchten Sie mich dazu erwählen.“

Das Fräulein hatte zwar verſprochen, ernſthaft zu bleiben, allein man iſt nicht immer Herr ſeiner ſelbſt, der Antrag verſetzte ſie in eine ſo laute, dem Jüngling unbegreifliche Heiterkeit, daß ſie Zeit bedurfte, um wieder ernſthaft zu werden.

Albin ſchaute ſie während dem verblüfft an; ſein Wunſch entfloß der Fülle eines jungen unſchuldigen Herzens; wie Kinder oft nach glühenden Kohlen begehren, weil deren Farbe ſie anlockt, ohne daß ſie eine Ahnung von ihrer Gefährlichkeit beſitzen, ſo hegte auch er einen Wunſch, von deſſen Natur ihm der wahre Begriff fehlte.

Daß Editha darüber in eine nicht zu bezwingende Heiterkeit ausbrach, ließ ihn erkennen, daß er eine ſicher noch größere Albernheit, wie früher, geſagt habe; worin das Ungereimte ſeines Verlangens beſtand, be-

griff er nicht, was von der Naivetät seines Herzens das günstigste Zeugniß gab.

Es war merkwürdig und fiel auch dem Fräulein auf, wie diesem mit Muth, Verstand und Unternehmungsgeist so reich begabten jungen Menschen, der in gewisser Beziehung seinem Alter so weit vorgeschritten war, wie ihm doch nach einer andern Seite hin, die Reinheit seines Gemüthes, der Blüthenstaub des Herzkelches so fleckenlos bewahrt worden war. Es zeigte dies von der Sorgfalt, mit der man ihn überwachte, und von der Umsicht, mit welcher man ihn, ohne Beeinträchtigung seiner Lebhaftigkeit, ohne den Geistesflug zu hemmen, erzog.

Nachdem es Editha gelang, ihrer Heiterkeit Herr zu werden, erwiderte sie:

„Ihr Herz ist zu gut, als daß Sie mir wegen des Leichtsinnes, mit dem ich ein Versprechen gab und nicht erfüllte, zürnen sollten. Sie haben sich Dinge in den Kopf gesetzt, die Sie nicht fassen können, und daraus entsprang die drastische Wirkung Ihres Begehrens. So wie ich heute über Sie, werden Sie in einigen Jahren über sich selbst lachen, wenn Sie der heutigen Scene gedenken. Doch jetzt ist die Reihe

zu fragen an mir: wer brachte Sie hierher, was ſuchen Sie hier, wer ſind Sie?“

Dieſe Fragen gaben dem Gedankenzuge Albin's eine andere Richtung, die er mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit ſogleich zu verfolgen begann.

„Daheim“, antwortete er, „bin ich eine vater- und mutterloſe Waiſe, hier in dieſem Hauſe eine Art Gefangener.“

„Gefangen? Warum?“

„Weil Ihr Herr Vater, wie er behauptet, mich im Walde unter verdächtigen Umſtänden fand. Deshalb ſandte er nach meinem Bruder, und dieſer Umſtand nöthigt mich, von Ihnen, Fräulein, einen Dienſt zu erbitten.“

„Laſſen Sie hören.“

„Als Ihr Vater mich im Walde traf, gab ich auf ſein Befragen an, mein Bruder habe mich in's Halterthal zum wilden Einſiedler geſendet und auf dieſem Wege ſei ich irre gegangen. Dieſe Angabe iſt nicht der Wahrheit gemäß, indeſſen wünſche ich doch, daß auch mein Bruder ſie beſtätige; ich bitte Sie daher, ſobald er hier im Hauſe eintrifft, ihn in meinem Namen, natürlich unbemerkt, dazu aufzufordern.“

„In Ihrem Namen? Weiß ich, wie Sie heißen?“

„In der That, ich vergaß, daß namenloſe Leute ſelten Glauben finden. Ich nenne mich Albin“ . . .

„Albin? Und Ihr Bruder?“ ſetzte das Fräulein faſt athemlos hinzu.

„Marquard.“

„Der Familienname?“

„Depaul!“

„Depaul!“ rief Editha, erbebte und erglühte zugleich.

Die unerwartete Wirkung, welche der Name hervorbrachte, machte den Jüngling ſtutzen.

„Iſt Ihnen unſer Name bekannt?“ fragte er unter dem Eindrucke dieſer Stimmung.

Die Jungfrau faßte ſich und erwiderte: „Der Name iſt mir nicht unbekannt, ich bitte Sie jedoch, darnach nicht weiter zu forſchen, ich werde mit Ihrem Bruder, ſobald er hier eintrifft, zu ſprechen ſuchen und ihn von Ihrem Verlangen in Kenntniß ſetzen.“

„Wieder ein Geheimniß!“ rief Albin mit komiſchem Aerger. „Wiſſen Sie, Fräulein, daß ich ſeit achtzehn Stunden in ein Labyrinth von Geheimniſſen hineingerathen bin?“

„Wer Wetter braut, muß Donner und Blitz nicht fürchten.“

„Wie deut' ich das?“

„Wer auf geheimnißvollem Wege geht, muß gefaßt sein, Geheimnissen zu begegnen. Was hatten Sie im Halterthale zu suchen? Warum bedienten Sie sich meinem Vater gegenüber einer Nothlüge?“

„In der That, Sie haben recht“, entgegnete der Jüngling zustimmend, „dahinter steckt mein Geheimniß; um jedoch darüber mit Ihnen zu sprechen, bedarf ich einer längeren Zeit, als mir jetzt genönnt ist; ich höre Ihren Vater im Hofe sprechen, er darf mich hier nicht finden.“

Und auf die Hand des Fräuleins einen flüchtigen Kuß drückend, eilte er hinaus, um sich unbemerkt in den Gänsestall zu schleichen, was ihm auch gelang.

. . . . . .

. . . . . .

Editha verfügte sich nach der eben erzählten Scene auf ihre Stube und rief ihr Dienstmädchen.

Veronika Pfeifer — so war der Name der Zofe — gehörte zu jenen schlauen oder, richtiger, schlau

ſein wollenden bäueriſchen Naturen, deren Zierde treue Anhänglichkeit, deren Fehler geiſtige Kurzſichtigkeit iſt.

Dem Aeußeren nach war ſie klein und kugelrund von Geſtalt, hatte ein ſchwarzbraunes Antlitz, eine grobe Haut und kohlſchwarze, unglaublich kleine Augen. Ihre Augendeckel waren immer ſo geſchloſſen, als blende ſie ein Sonnenſtrahl, ſie lachte häufig, aber kurz, war ein wenig boshaft und gallig.

„Veronika", ſagte das Fräulein zu ihr, „hat der Vater Dich gefragt, ob ich heute Nacht bei Dir geweſen?"

„Ja, gnädiges Fräulein, hi hi hi!"

„Und was antworteteſt Du ihm?"

„Ich ſagte: Ja!"

„Und dann?"

„Dann ging der gnädige Herr fort."

„Nun höre mich an, ich werde Dir einen Auftrag ertheilen. Es wird heute ein junger Mann in's Haus kommen."

„Ein junger Mann? Hi hi hi!

„Er nennt ſich Marquard Depaul.

„Marquard Depaul . . ."

„Merke Dir den Namen; dieſen jungen Mann mußt Du, ohne daß Jemand es bemerkt, in Deine Stube führen . . .“

„In meine Stube, hi hi hi!“

„Und dann holſt Du mich.“ —

„Ich verſtehe Alles.“

„Wir müſſen auf der Hut ſein.“

„Warum müſſen wir auf der Hut ſein?“

„Weil meine nächtlichen Gänge dem Vater verrathen wurden.“

„O! Das kam ſicher von dem heuchleriſchen Schuft, dem Peter, Gott verdamm' ſeine Zunge!“

„Wir müſſen auf ein Mittel ſinnen, den Vater zu täuſchen.“

„Ja, wir müſſen auf ein ſolches Mittel ſinnen, hi hi hi!“

„Denk' über die Sache nach.“

„Ich werde über die Sache nachdenken.“

„Zeige gegen Peter keine offene Feindſchaft, ſonſt wird er boshaft und wirft uns noch mehr Steine in den Garten.“

„Wenn Peter uns noch mehr Steine in den Garten wirft, werde ich ihm welche an den Kopf werfen. Gott verdamm' ſeine Augen!“

Digitized by Google

„Veronika, mir ſcheint, Du führſt etwas im Schilde?“

„Ja, gnädiges Fräulein, ich führe etwas im Schilde.“

„Laß hören.“

„Die Einquartierung, hi hi hi!“ . . .

„Nun, was iſt's mit der Einquartierung?“

„Der alte Wachtmeiſter hat einen jungen Burſchen bei ſich!“

„Veronika!“

„Dieſer junge Burſche iſt ſchlank und ſtark und hi hi hi“ . . .

„Am Ende gefällt er Dir?“

„Sie ſprechen vom Ende und wir ſind erſt am Anfange, doch das iſt's nicht, was ich meine“ . . .

„Was denn ſonſt?“

„Der Junge muß mir etwas zu Gefallen thun.“

„Was denn?“

„Er muß dem Peter das Genick brechen. Gott verdamm' ſeine Leber!“

Der Leſer wird bemerken, daß Veronika, ſo oft ſie Peter nannte, jedes Mal mit verbiſſenem Ingrimme über einen Theil ſeines Körpers Verdammniß herabbeſchwor,

ſie pflegte dieſe Scala wöchentlich ein Mal durchzuſingen, manches Mal kam ſie damit auch früher zu Stande

Editha verlor wegen des beabſichtigten Attentates keine Sylbe, ſondern trug dem Mädchen nochmals auf, die Ankunft des erwarteten jungen Mannes nicht zu verſäumen, und entließ es dann.

Veronika erfüllte den Auftrag mit Glück, als Marquard Nachmittags im Edelhofe eintrat.

Der junge Mann, den der Bote bloß benachrichtigt hatte, daß der Herr Baron von Falk in Mauerbach mit ihm wegen ſeines Bruders Albin zu ſprechen wünſche, beeilte ſich um ſo raſcher dieſem Wunſche nachzukommen, da er den Bruder daheim nicht angetroffen hatte und ſeinetwegen in große Sorge gerathen war.

Von der Hoffnung beſeelt, Albin in Mauerbach zu finden, erſchien er im Edelhofe, wo er von Veronika um ſeinen Namen befragt und, nachdem er ihn genannt, in eine Stube geleitet wurde.

Hier ließ die Magd ihn einige Minuten allein, dann ging die Thür auf und Marquard, auf's Aeußerſte überraſcht, ſah ſich gegenüber ſeiner Führerin von geſtern, gegenüber der Dame, die ihn im Paſ-

ſauer Walde im einſamen Hauſe der Marcheſa Vendetta verhört und die er dann im Ballſaale als die Schönſte der Schönen erkannt und geſprochen hatte.

Editha, verlegen lächelnd, blieb eine Minute lang ſtumm, um ihm Zeit zu gönnen, ſich zu ſammeln, dann ſagte ſie: „Wir treffen uns ſeit vierundzwanzig Stunden ſchon zum zweiten Male.“

„Zum zweiten Male“, beſtätigte Marquard „und zwar zuerſt geheimnißvoll und jetzt mir unerwartet, wie die Blume, die unter geſchmolzenem Schnee hervortritt. Man ſagte mir, der Baron Falk wünſche mich zu ſprechen.“ —

„So iſt es auch, Herr Depaul, der Baron iſt mein Vater.“ —

„Ihr Vater?“ —

„Er ſandte nach Ihnen, mein Mädchen hatte den Auftrag, Sie beim Anlangen hierher zu führen, denn ich muß, dem Vater zuvorkommend, mit Ihnen ſprechen.“

„Ich ahne den Grund.“

„Nur zum Theil. Ihr jüngerer Bruder befindet ſich hier.“ —

„Albin?“

„Er kam in der Nacht mit dem Vater in's Haus.“

„Mit Ihrem Vater?“

„Mein Gott! Sie ſind ja ganz betroffen?“

Wohl war Marquard betroffen und Grund dazu bot eine natürliche Folgerung. Da Albin in der Nacht mit dem Baron Falk hier anlangte, ſo war dieſer der gnädige Herr, welcher im Halterthale in der hohlen Buche ein Geheimniß verbarg.

Der junge Waidmann ließ das ſonderbare Walten des Zufalls zum Grund ſeiner Betroffenheit werden, was vom Fräulein nicht in Zweifel gezogen wurde.

„Ihr Bruder Albin“, ſagte ſie hierauf, „behauptete meinem Vater gegenüber, Sie hätten ihn von Hintersdorf in's Halterthal zum wilden Einſiedler geſendet, und er wünſcht, daß Sie dieſelbe falſche Angabe beſtätigen mögen.“

„Sie wiſſen? . . .“

„Ich weiß bloß, daß Ihr Bruder ſich dieſer Nothlüge bediente, ſonſt nichts.“

„Wo iſt Albin?“

„Der Vater, dem er verdächtig erſchien, auch davon kenne ich den Grund nicht, hält ihn hier in Gewahrſam, bis deſſen Angaben von Ihnen beſtätigt werden.“

Marquard fand ſich leicht aus dem Dunkel der Verhältniſſe heraus; er durchſchaute mit ziemlicher Richtigkeit die ganze Situation, nur Eines erſchien ihm unerklärt, das Intereſſe des Fräuleins für ſeinen Bruder.

Editha, um Aufklärung erſucht, erzählte ihm den Dienſt, welchen der Jüngling ihr bei der Heimkehr erwieſen.

Marquard hörte ihr mit Aufmerkſamkeit zu und rief am Schluſſe der Mittheilung: „Er iſt ein muthiges Kind!“

„Sagen Sie, er iſt muthig wie ein Mann.“

„Der Jugend iſt das Glück hold, warum war es mir nicht gegönnt, Ihnen beizuſtehen!“

„Weil Sie“, erwiderte Editha ſchalkhaft, „ein alter Mann ſind, natürlich! Sie bedauern, mir den Dienſt nicht erwieſen zu haben, es iſt Ihnen Gelegenheit zu einem zweiten geboten. Verſchweigen Sie vor Jedermann, was Sie heute Nacht geſehen.“

„Es bedurfte nicht der Aufforderung dazu, Geheimniſſe, beſonders die von Frauen, ſind mir heilig, und daß Ihr nächtlicher Gang ein Geheimniß, wer möchte dies bezweifeln?“

„Wir tragen Jeder ſein Geheimniß mit ſich, ich ſo gut wie Sie und Ihr Bruder, quälen wir uns nicht, die Schleier lüften zu wollen, ſondern folgen wir dem Winke des Schickſals, welcher uns andeutete, im guten Einverſtändniſſe zu bleiben.“

„Fräulein, Ihre Worte erfüllen mich mit Freude!“

Die Jungfrau betrachtete aufmerkſam den jungen Mann, deſſen glühende Augen eine ausdrucksvollere Sprache redeten, wie ſeine Lippen, und ſchlug den Blick zu Boden.

Die Stimme des Barons ſchreckte ſie auf.

„Mein Vater naht“, flüſterte ſie, „ich bitte, verlaſſen Sie mich.“

„Ich erfülle Ihren Wunſch, doch gönnen Sie mir die Gunſt, bevor ich von dannen ziehe, Sie noch einmal zu ſprechen?“

„Wenn die Gelegenheit es gewährt!“

„Sie ſoll es, ich werde erzwingen, was ſie nicht gutwillig bietet.“

Marquard küßte leidenſchaftlich die Hand des Fräuleins und ging dann hinaus, um ſich dem Baron vorzuſtellen.

Herr von Falk muſterte den Waidmann mit prü-

ſendem Blicke und begann hierauf eine Menge Fragen an ihn zu richten, deren Antworten mit den Angaben des jüngeren Bruders übereinſtimmten, ſo daß kein Grund zu Mißtrauen blieb und der Baron vollkommen beruhigt wurde.

„Ihr Bruder", ſchloß dieſer die Unterhaltung mit Marquard, „iſt ein naſeweiſer Junge, nun aber, da ich mich überzeugt habe, daß er mindeſtens die gute Eigenſchaft beſitzt, nicht zu lügen, mag er in Himmels Namen das Haus verlaſſen und mit Ihnen heimziehen. Gott befohlen!"

Marquard entfernte ſich, im Hofe draußen kam Albin ihm entgegengelaufen, umarmte und küßte ihn auf's Freudigſte und Beide verließen den Freihof.

„Du haſt mit dem Fräulein geſprochen?" flüſterte der Kleine geheimnißvoll.

„Ja", antwortete Marquard, „d'rum gehen wir heute noch nicht heim, ſondern bleiben die Nacht über in Mauerbach."

„O, o, Bruder, Du redeſt mir aus der Seele."

„Wir werden uns jedoch verborgen halten, damit der Baron uns fern von hier glaube."

„Bruder, was haſt Du vor?"

„Ich muß heute in der Nacht mit dem Fräulein ſprechen.“

„Mit Fräulein Editha?“

„Iſt dies der Name der Baroneſſe?“

„Ja!“

„Wir wollen erwägen, wie mein Wunſch zu erfüllen ſei.“

„Topp, ich bin dabei, obwohl ich nicht weiß, wie Du dazu kommſt, mit dem Fräulein ....“

„Beruhige Dich, was Du nicht weißt, ſollſt Du noch heute erfahren, jetzt laß uns in der Schenke einſprechen, ich fühle Hunger und Durſt.“

Die Brüder verfügten ſich in den Schank, welcher von den im Orte einquartierten Küraſſieren reich beſucht war.

Sechstes Kapitel.

Der Wachtmeiſter und der Rekrut.

Hei, im Schank zu Mauerbach geht's luſtig her, denn es war an einem Geldtage, das heißt, an einem Tage, wo die Küraſſiere ihre Löhnung bekamen.

Dieſer, im Soldatenkalender roth angeſtrichene, von den Meiſten mit Sehnſucht erwartete Freudentag kehrte in regelmäßigen Zeiten in je acht Tagen nur einmal wieder, daher wurde er mit um ſo lebhafterer Freudigkeit empfangen und verjubilirt.

Geldtag war, wenn auch kein Feier-, ſo doch ein Freudentag, wo es laut und toll herging, oft ſo laut und ſo toll, daß für die anderen ſieben Tage nichts übrig blieb als die Menage, trockenes Brod und zum Getränk der Gänſewein vom Stangenwirth, den man, wie die Soldaten behaupten, nicht einmal im Stiefel gern mit ſich trägt, viel weniger im Magen.

Als Marquard und Albin die Schenkſtube betraten, ſahen ſie ſich nach abſeitigen Plätzen um, um mit den begeiſterten Reitern, die nicht immer bloß für's Vaterland ſtritten, in keine Kolliſion zu kommen.

Bei einer Muſterung der Anweſenden bemerkten die Brüder in ihrer Nähe den Wachtmeiſter, den ſie von der Werbung auf dem Burgplatze her kannten.

Die alte Kriegsgurgel ſaß allein an einem kleineren Tiſche, denn das Reglement verbot ihm jede Gemeinſchaft mit den Soldaten, er überwachte ſeine „Schäflein" und ließ ſogar von Zeit zu Zeit eine ſeiner

ſanften Ermahnungen verlauten, dieſem oder jenem zum Beſten.

„Wie ich obſervire“, ließ er ſich einmal vernehmen, „will der Dommer heute ſein ganzes Handgeld verſchlemmen, man ſcheint ſich zum Saufbold zu qualifiziren, wenn der bunt bemalte Buttervogel davon nicht abſteht, ſo ſollen neunundneunzigtauſend Schock Donnerwetter in ſeinen verfluchten Schädel hineinfahren, verſtanden?“

Einem Anderen rief er wieder zu: „Der Kerl kann auch ſchon aufhören zu löſchen, weil er ſonſt wieder ſein Pferd ſtatt mit dem Kopfe mit dem Schwanze zur Krippe ſtellt. Beim Exercitium kriecht der fett gemäſtete Ohrwurm nicht vom Platz, und im Wirthshauſe ſollte man meinen, er trage pures Queckſilber in ſeinem Geäder.“

Einen Dritten winkte er zu ſich, ließ ihn eine Minute lang in Poſition vor ſich ſtehen und ſprach hierauf zu ihm:

„Gott hat in ſechs Tagen die Welt erſchaffen, er hätte dies in einer Stunde effektuiren können, allein er wollte damit für die Soldaten von Hohen-Ems-Küraſſier ein Exempel ſtatuiren, daß ſie nicht am

Geldtage ihre ganze Löhnung verludern, sondern sich dazu sieben Tage Zeit lassen, wer diesem Exempel nicht nachmarschirt, auf dessen Buckel soll ein ganzer Wald von Stecken entzweigedroschen werden, das merk' Dir, Du ausererciter Wallfisch. Rechtsum, kehrt, marsch!"

Die Soldaten führten sich die Ermahnung des Vorgesetzten zu Gemüthe, die Krüge des Schankherrn an die Lippen und ließen sich Moral und Wein wohl bekommen.

Während dieser militairisch-moralischen Exercitien flüsterte Albin dem Bruder zu: „Knüpfe mit dem Wachtmeister ein Gespräch an, vielleicht erfahren wir etwas über den Rekruten, der durch seine Aehnlichkeit mit Bruder Thomas unser Interesse erregt hatte."

Marquard rückte dem Unteroffizier näher, grüßte ihn und eröffnete die Unterhaltung, indem er von den schweren Obliegenheiten der Chargen bei den Reiter-Regimentern zu sprechen begann, in welche beköderte Angel der Wachtmeister sich fortan verbiß und ein Langes und Breites aus den ihm im Reglement vorgezeichneten dreiunddreißig Observations-Punkten vortrug.

Marquard ließ ihn zu Ende kommen, wendete hierauf die Unterhaltung auf die Werbung und fragte den Wachtmeister, wie es komme, daß er heute nicht mehr am Werbetische fungire?

„Weil wir", so lautete die Antwort, „bereits am ersten Tage die nöthige Zahl beisammen hatten, daher die Werbung schon eingestellt ist." —

„So rasch?"

„Ich bilde mir darauf nicht wenig ein, man kommandire Einen hin, der nicht meine Eloquenz besitzt, und man wird in drei Tagen nicht so viel zusammenwerben, wie ich in einem. Und was für Bursche sind's? Man könnte mit ihnen Häuser einrennen! Hände wie Bären, Zähne wie Elephanten, und Buckel wie ungarische Büffel."

„Auch ich stand am Burgplatze und sah der Werbung ein Stündchen lang zu, einer von den Rekruten fiel mir besonders auf."

„Welcher denn? Vermuthlich der hagere Schreinergeselle, der Kerl sieht aus wie eine geflickte Charfreitagswurst, macht nichts, ehe acht Wochen vergehen, wird man den Holzwurm nicht mehr erkennen, der Bengel muß mit Kommisbrod förmlich geschoppt werden, wie eine Judengans . . . "

„Sie irren sich, Herr Wachtmeister, der Rekrut, welchen ich meine, war unstreitig der älteste von allen — ein großer, hagerer Mann, mit schwarzem Haupthaar, er mußte bereits in der Mitte der Dreißiger stehen, und ich staunte, daß man an seinem Alter keinen Anstoß nahm."

Der Wachtmeister drehte seinen Kopf nach Rechts und Links, daß der Hals an der steifen Binde sich roth rieb, richtete seine etwas verschobene Perrücke zurecht, damit der Zopf die vorschriftsmäßige Lage erhielt, kurz, er machte Anstrengung, sich des Angedeuteten zu entsinnen, was ihm aber nicht gelang; endlich sagte er: „Von meinen Angeworbenen überschreitet in der Regel keiner das vorgeschriebene Alter, wenn bei einem oder dem anderen für eine Ausnahme Präjudiz obgewaltet, so geschah es bei Professionisten, deren das Regiment benöthigt, wie zum Exempel bei Schmieden, Büchsenmachern, Schustern u. s. w."

„Das Alter", fuhr der junge Waidmann fort, „war es indessen weniger, welches meine Aufmerksamkeit auf besagten Mann lenkte, sondern vielmehr seine frappante Aehnlichkeit mit einem Klausner aus dem Halterthale . . . "

Der Wachtmeiſter brach in ein unmäßiges Gelächter aus und rief, dem Andern in die Rede fallend:

„Ein Klausner bei Hohen-Ems-Küraſſier! In der That, der Caſus wär' zu g'ſpaßig und verdiente aufnotirt zu werden für ewige Zeiten. Uebrigens gibt's remarkable Aehnlichkeiten, ich weiß davon zu erzählen.“

Und einen der anweſenden Soldaten in's Auge faſſend, ſchrie er im Dienſttone:

„Wenn Du ſchon den Wein bezahlſt, ſo laß ihn durch Deine ausgeſchwemmte Gurgel in Deinen miſerablen Magen hinabrinnen und nicht auf das ärariſche Kamiſol, welches ſammt der Hoſe laut Spezifikation 5 Gulden und 17 Kreuzer koſtet, eine Summa, die Du ſammt Deiner ganzen ſpeckigen Sippſchaft nicht werth biſt, Du heilloſer Fleckſieder!“

Marquard glaubte zu bemerken, daß der Unteroffizier die Unterhaltung mit ihm zu beenden gedenke, und ſchwieg.

Wenige Minuten darauf trat einer der Rekruten in die Schankſtube — die beiden Brüder, neuerdings erſtaunt, ſahen bald ihn, bald den Wachtmeiſter an, der Eingetretene war derjenige, welchen die Brüder,

ſo wie auf dem Burgplatze, ſo auch hier, für den wilden Einſiedler hielten.

Der Unteroffizier gewahrte ſogleich den Eindruck, welchen die Erſcheinung des Rekruten auf den jungen Waidmann und auf den blonden Jüngling ihm zur Seite hervorbrachte, und ſagte daher leiſe: „Iſt Jener dort das bewußte Individuum?“

Marquard bejahte durch eine Kopfbewegung die Frage.

Der Wachtmeiſter winkte hierauf den Rekruten herbei und ſagte zu ihm:

„Hans Bergmann, wie alt biſt Du?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Er ſieht zwar älter aus“, wendete ſich der Wachtmeiſter zu Marquard, „allein ſein Paßport beſtätigt die Angabe.“

Zu dem Rekruten: „Profeſſion?“

„Student!“

„Wir benöthigen Schreiber beim Regiment, deshalb können wir verdorbene Studenten gut brauchen.“

Nach dieſer abermals an Marquard gerichteten Bemerkung kehrte ſich der Unteroffizier wieder dem Rekruten zu und ſprach: „Hans Bergmann, beſitzt

Du etwa einen Zwillings- oder sonstigen Bruder, welcher Dir markant ähnlich sieht?"

„Ich bin der einzige Sohn meiner Eltern."

„Der junge Jägersmann, den Du hier siehst, behauptet, zwischen Dir und einem gewissen Klausner im Halterthale eine merkwürdige Aehnlichkeit zu finden."

Der Rekrut sah Marquard und Albin eine Sekunde lang mit einem stechenden Blicke an, lächelte spöttisch und versetzte: „Warum sollen zwei Menschen einander nicht gleichen können?"

„So sagte auch ich", versetzte der Wachtmeister, „indessen ist eine Schelmerei nicht unmöglich und ich müßte am Ende, so ich die bezüglich der Werbung aufgestellten Observationspunkte überschritten, nicht nur das Rekrutengeld restituiren, sondern auch einen neumontirten Mann herstellen, in welchem Falle eine Million Skorpionen Dich zerstechen und zernagen sollen, Du räudiger Eselsbankhocker!"

Aus dem Auge des Rekruten flammte es jetzt wie ein Blitz, doch nur eine Sekunde lang, dann zeigte sich wieder der frühere apathische Ausdruck.

„Herr Wachtmeister", sagte er, „Sie werden durch mich nicht zu Schaden kommen, ich trage das Hand-

geld noch unberührt bei mir und habe mich anwerben lassen nicht aus Noth oder wegen begangener Schelmstreiche, sondern weil der Türkenkrieg losgeht, weil ich lesen, schreiben, reiten und fechten kann und im Heere mein Glück zu finden hoffe. Wenn Sie Mißtrauen hegen, will ich nicht nur das Handgeld, sondern auch meine Baarschaft, die freilich gering ist, bei Ihnen niederlegen, um Sie zu beruhigen."

„Behalt' Du Deine Geld", entgegnete der Unteroffizier mürrisch, „wenn es sich um einen Ersatz an das hohe Aerarium handeln wird, so ist der Wachtmeister Prokop Schebesta der Mann, ihn zu leisten; das Geld alterirt mich weniger, mir ist's mehr um die Ehre zu thun, um meine bekannte Promptitüde im Dienste, um mein Renommée! Wenn darauf ein Makel fiele, dann mag der Teufel die ganze Welt zu einem Brotlaib verkneten und die Menschen als Kümmelkörner hinein, ich werde kein Glied rühren, um den Statusquo zu erhalten. Ich will nur wissen, ob es wirklich nur eine frappante Aehnlichkeit ist, die zwischen einem von mir angeworbenen Kriegsmanne und einem im Walde faulenzenden Wurzelfresser besteht? Jetzt ist's dieser junge Mann, welchem der Casus

auffällig, in einer Stunde kommt vielleicht ein Herr Offizier und thut daſſelbige, in dieſem Falle muß ich vor ihm hintreten und ſagen können: Herr Hauptmann, oder ſonſt 'was, ich habe mich mit dieſem meinen eigenen Augenpaar überzeugt, daß der Gemeine Hans Bergmann und jener Kräuterkauer ſich zwar unanſtändig ähnlich ſehen, daß ſie aber zwei wirklich ſeparate Menſchen ſind, die ſonſt gar keine Gemeinſchaft miteinander haben."

Bis zu dieſem Momente war Albin ein ſtummer Zeuge der Scene, jetzt glaubte auch er das Wort ergreifen zu müſſen und ſprach:

„Auch ich und mein Bruder fanden es der Mühe werth, uns perſönlich zu überzeugen, ob denn der Klausner ſich wirklich anwerben ließ, und begaben uns von der Werbung hinweg in's Halterthal."

„Nun, was war's?" fragte der alte Soldat neugierig.

„Wir fanden den Einſiedler ſchlafend in ſeiner Zelle". —

„Habt Ihr ihn geweckt und angeſprochen?"

„Nein, wir mochten ihn in ſeiner Ruhe nicht ſtören; wir wiſſen, daß er es nicht liebt."

Der Wachtmeiſter ſtellte ſich durch die Angabe beruhigt und hieß den Rekruten ſich entfernen, kaum aber hatte dieſer die Schankſtube verlaſſen, ſo fragte er: „Wie weit iſt es bis in's Halterthal, wenn man im ſcharfen Trabe dahin reitet?“

„Ungefähr eine Stunde.“

Der Wachtmeiſter ſchnitt eine Fratze, die auf einen ſchlauen Einfall hindeutete, und raunte den Brüdern zu: „Ich werde den Rekruten hier im Orte unter Aufſicht ſtellen und perſönlich die Klauſe im Halterthale viſitiren. Korporal Iſerle!“

Der Gerufene, eine koloſſale martialiſche Figur mit einer von der rechten Schläfe bis zum linken Ohrläpplein quer über's Antlitz laufenden fingerbreiten Narbe, welche ihn fürchterlich entſtellte, trat heran.

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!

„Geheime Ordre. Der Rekrut Hans Bergmann wird von Euch ſtreng überwacht und in ſeinem eigenen Quartiere nicht aus dem Aug' gelaſſen. — Mein Pferd geſattelt, zwei Mann, welche die Umgegend genau kennen, zum Aufſitzen bereit, Alles im Geheimen! Verſtanden?“

„Begriffen!“

„Thut, wie ich befohlen.“

Korporal Iſerle machte rechts um und entfernte ſich. Bald darauf verließ auch der Wachtmeiſter die Schenke.

„Ich bin begierig, das Ergebniß zu vernehmen“, ſagte Albin zu dem Bruder.

„Ich bedauere faſt, die Angelegenheit vor dem Wachtmeiſter angeregt zu haben.“

„Warum das?“

„Wir ſind dem wilden Einſiedler zu Dank verpflichtet, er wird durch den Wachtmeiſter beläſtigt werden, vielleicht gar hierher genöthigt, um mit dem Rekruten konfrontirt zu werden.“

„Du haſt recht, wir hätten das früher bedenken ſollen, indeſſen, wer konnte wiſſen, daß der Unteroffizier der Sache ſolche Wichtigkeit beilegen würde? Geſchehenes läßt ſich nicht mehr ändern, denken wir an unſere Angelegenheit, wir ſchulden uns noch gegenſeitig die Mittheilung unſerer Erlebniſſe, tilgen wir die Schuld und entwerfen wir dann den Plan zur Ausführung Deines Vorhabens.“

Die Brüder rückten näher aneinander und be-

gannen, unbekümmert um das lebhafte Treiben der Soldaten leiſe miteinander zu ſprechen.

. . . . . .

Korporal Iſerle, nachdem er die Anordnungen des Wachtmeiſters vollzogen, begab ſich in die Bauernhütte, wo der Rekrut Bergmannn im Quartier lag.

Er trat mit den Worten: „Ah, da iſt er!“ auf ihn zu.

„Was befehlen, Herr Korporal?“

„Ich werde bei Dir bleiben.“

„Ihre Geſellſchaft gereicht mir zur Ehre.“

„Das iſt natürlich, ich bin Korporal und Du biſt Gemeiner.“

„Wollen ſie ſich niederſetzen?“

„Ohne Zweifel, ich gehe ſobald nicht von dannen.“

„Ah, Sie bleiben alſo über Nacht bei mir?“

„Vermuthlich.“

Bergmann lächelte und ſagte: „Dann wollen wir uns die Zeit ſo angenehm wie möglich verkürzen.“

„Womit?“ fragte Korporal Iſerle.

„Wir werden eſſen!“

„Meinethalben.“

„Wir werden trinken!“

„Korporal Iſerle wird heute nichts mehr trinken.“

„Wir wollen eine Pfeife ſchmauchen.“

„Rauchen kann nicht ſchaden.“

Bergmann brachte zwei Pfeifen mit kurzem Rohre; er gab ſeinem Vorgeſetzten die Ehre, ſtopfte deſſen Pfeife zuerſt und braunte ſie an.

Der Korporal ſchlürfte das Aroma mit Wohlbehagen ein.

„Teufel! der Taback iſt ſtark.“

„Er beſitzt jedoch die Eigenthümlichkeit, daß, je länger man ihn raucht, deſto milder ſein Geſchmack wird.“

„Meiner Treu! Du haſt recht.“

Korporal Iſerle rauchte fort, der Rekrut blieb beobachtend ihm zur Seite.

Siebentes Kapitel.

Der Wachtmeiſter viſitirt die Klauſe im Halterthal.

Der Abend war ſchon im Anzuge, als der Wachtmeiſter Prokop Schebeſta mit den beiden Küraſſiren

Mauerbach verließ und auf dem Wege gegen Hüttelsdorf im ſcharfen Trabe dahinritt.

Da er den Rekruten unter verläßlicher Aufſicht zurückließ, ſo konnte — wie groß auch die Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Klausner ſein mochte — ſobald er dieſen in der Einſiedelei antraf, von einem Schelmenſtück keine Rede ſein, und das war's, was mit ſeltener Hartnäckigkeit in dem alten Soldatenſchädel ſpukte. Er konnte des Mißtrauens nicht ledig werden, obgleich ihm keine weitere Veranlaſſung dazu gegeben war.

Die Soldaten trabten ohne anzuhalten und ohne jedes Begegniß bis in's Halterthal, wo der Wachtmeiſter nach ſorgfältiger Beſichtigung der Gegend, in ſo weit die bereits herangebrochene Dunkelheit es geſtattete, ſich mit terrainkundigem Auge orientirte.

Das Dickicht zwang die Reiter von den Pferden zu ſteigen und ſie am Zügel hinter ſich zu führen, nach einer kurzen Abirrung von der Richtung — worüber der Wachtmeiſter eine Menge aus ſeinem beträchtlichen Vorrathe vom Schimpfwörtern vergeudete — bogen ſie wieder in dieſelbe ein und erreichten nach geringem Zeitverluſt die Klauſe.

„Endlich", murmelte der Alte, „sind wir zur Stelle. Gemeiner Stranek postirt sich seitwärts vom Eingang und übernimmt die Zügel der drei Pferde, Gemeiner Spiegel begleitet mich."

Nachdem die Dispositionen getroffen waren, pochte der Unteroffizier an die Thür der Einsiedelei.

„Wer immer es sein mag", ließ drinnen eine dumpfe Männerstimme sich vernehmen, „trete ein im Namen des Herrn!"

Die Stimme war etwas schwerfällig und kam aus tiefer Brust.

„Der ist mein Rekrut nicht", dachte Prokop Schebesta und trat mit dem Kürassier Spiegel in die dunkle Klause.

Eine hohe Männergestalt in einem dunklen Pilgergewande, deren Antlitz man wegen der Finsterniß nicht zu erkennen vermochte, trat den Soldaten entgegen und sagte:

„Seid willkommen unter diesem Binsendache, obgleich Ihr mich im Gebete gestört habt."

D'rauf erwiderte Schebesta:

„Condolire, beten ist Euer Gewerbe, wie das meinige das Exercitium zu Fuß und zu Pferd, und

ich ſtöre Niemanden muthwillig in ſeinen Dienſtpflichten.“

„Ich bin kein Ordenseremit“, bemerkte die Stimme.

„Ah, Ihr dienet alſo außer der Linie, ſo eine Art von Volontair, um ſo honorabler; wer unobligat iſt und doch punctuell den Dienſt thut, wird bei uns um ſo höher reſpectirt, wie zum Exempel der hinter mir haltende Küraſſier, ein erakter Mann! Bleib' ruhig in Poſition“, fuhr er dieſen an, „und halt' Deinen Pallaſch an Dich, damit er nicht klirre wie alt' Eiſen, oder ich werde Dich an den Ohren melken, daß Dir die rothe Milch aus der Naſe ſchießen ſoll, Du vermaledeiter Meerkrebs.“

„Jetzt aber habt die Güte“, fuhr Schebeſta in einem Athem zu dem Beſitzer der Klauſe fort, „habt die Güte, eine Lampe oder einen Kienſpan anzuzünden.“

„Wünſcht Ihr die Nacht über meine Gäſte zu bleiben?“

„Wir werden Euch nicht moleſtiren, um ſo weniger, da wir für unſere Pferde, deren Hufſchläge Ihr hören könnt, keine Fourage mitgenommen.

„Ihr habt Euch vermuthlich im Walde verirrt?“

„Auch das nicht, wir kommen ſchnurgerade von Mauerbach hieher; zündet nur Licht an und Ihr werdet ſchon erfahren warum.“

Der Einſiedler begab ſich in die zweite Zelle, wo er Feuer ſchlug, und gleich darauf mit einer brennenden Lampe in der Hand zurückkehrte.

Bei ſeinem Anblicke retirirte der Wachtmeiſter drei Schritte weit und rief:

„O, o, o, alle Teufel!“

Und der Küraſſier Spiegel hinter ihm vergaß die Dienſtvorſchrift, die ihm in Gegenwart eines Vorgeſetzten zu ſchweigen befahl, ſo lange er nicht befragt wurde, und rief: „Hans Bergmann!“

„Welch' eine diaboliſche Aehnlichkeit!“ brummte Schebeſta.

„Was habt Ihr, worüber gerathet Ihr in Staunen?“ fragte der Klausner befremdet.“

„Unerhört, unglaublich!“

Zu dem Küraſſier gewendet: „Spiegel, was ſagſt Du dazu?“

„Herr Wachtmeiſter, ich ſage nichts, als „Deſerteur.“

„Spiegel, ich habe den Rekruten Hans Bergmann

unter Inſpektion des Korporals Iſerle geſtellt, das wußteſt Du nicht, denn ſonſt müßte ich Deine Aeußerung als eine Verdächtigung Deines Vorgeſetzten anſehen und Dir ein Dutzend Jagdhiebe verſetzen, Du vorlauter Maulwurf mit Sporen und Patrontaſche.“ —

„Herr Wachtmeiſter“, erhob jetzt der Klausner ſeine Stimme, „wollt Ihr mir wohl ſagen, um was es ſich handelt? Ich verſtehe kein Wort von Allem.“ —

„Es iſt auch gar nicht nöthig“, verſetzte Schebeſta, „daß Ihr etwas verſtehen ſollt. Ich habe einen Rekruten Hans Bergmann angeworben, der, Haar, Bart und Sprache ausgenommmen, Euch vollkommen gleicht. Um mich zu überzeugen, ob man mir kein Schelmſtück angethan, ritt ich hieher, und, meiner Treu! hätt' ich daheim nicht Maßregeln getroffen, ich würde glauben, Ihr ſeid mein Rekrut.“

„Mit Verlaub, Herr Wachtmeiſter!“ ließ Spiegel ſich vernehmen.

„Rede!“

„Ich möchte mir erlauben zu bemerken, daß es gut wäre — “

„Heraus mit der Sprache!“ —

„Wenn wir dieſen Volontair nach Mauerbach mitnähmen . . . "

„O, Du kurzſichtiger Haifiſch, meinſt Du, ich hab' nicht ſchon d'ran gedacht? Doch es geht nicht. Dieſer Wurzelfreſſer ſteht nicht unter militairiſcher Subordination, und einer Civilperſon in Freundesland ohne Grund Gewalt anthun, iſt verboten. Ueberdies hieße dies in die Verläßlichkeit des Korporals Iſerle Mißtrauen ſetzen und dazu fehlt mir bisher jede Veranlaſſung. Ich habe meine Pflicht gethan und mich vor ſchlimmen Folgen ſicher geſtellt, mehr brauch' ich nicht."

Zu dem Einſiedler: „Gott befohlen! Nichts für ungut. Aber es lohnte ſich auch für Euch der Mühe, nach Mauerbach zu kommen und Euren Doppelgänger anzuſehen, es iſt ein merkwürdiges Stück Fleiſch. Nun, ſetzt in Gottes Namen das Gebet, worin wir Euch geſtört, fort, und wenn Ihr über ein vakantes Vaterunſer disponirt, ſo betet es auf meine Rechnung."

Hierauf ſchritt er, von ſeinem Begleiter gefolgt, aus der Klauſe.

Eine Minute ſpäter hörte man die Reiter forttraben und wieder eine Minute ſpäter kam ein Mann aus dem Walde und huſchte blitzſchnell in die Klauſe,

wo er ſich vor dem Einſiedler auf die Knie warf und ſtürmiſch ſeine Hand küßte.

„Seit wann biſt Du hier angelangt?“ fragte der Klausner.

„Seit einer Stunde, gnädiger Herr.“

„Mir ſind jetzt nur fünf Minuten Zeit gegönnt“ . .

„Nur fünf Minuten?“ —

„Haſt Du ein Schreiben mitgebracht?“

„Hier iſt es, Herr Graf.“

„Wie befindet ſich der Herr Vater?“

„Er lebt in der Hoffnung, Sie bald in ſeiner Nähe zu wiſſen.“

„Seine Hoffnung ſoll ihn nicht trügen. Walter, ich muß eilends fort. Dir ſind vier Tage Zeit gegönnt, Dich in Wien von den Mühen der langen Reiſe zu erholen, ſei vorſichtig, damit Dir keine Widerwärtigkeit begegne. Nach der beſtimmten Friſt wirſt Du hier an der bewußten Stelle ein Packet finden, welches Du dem Vater mit meinem Gruße überbringſt. Du biſt ein treuer, verläßlicher Diener, ich werde nie vergeſſen, was ich Dir ſchulde. Ich muß fort!“

Walter küßte noch einmal die Hand des Klausners,

dann eilte dieſer fort und verſchwand in Nacht und Wald.

. . . . . .

. . . . . .

Der Wachtmeiſter, in Mauerbach angekommen, ritt ſchnurgerade zur Hütte, wo der Rekrut Hans Bergmann in Quartier lag, und traf dieſen und den Korporal in der Stube am Tiſche ſitzend.

„Korporal Iſerle!“

„Herr Wachtmeiſter!“

„Meine Ordre punctuell befolgt?“

„Wie Sie ſehen!“

„Es iſt gut, jetzt könnt Ihr Euch nach Hauſe begeben.“

Die Unteroffiziere verließen die Stube.

Der Rekrut war kaum allein, als er ſich raſch erhob, die Thür von Innen verſchloß und die Blenden der Fenſter unterſuchte. Nachdem er Alles nach Wunſch fand, zog er einen Brief hervor, deſſen Siegel er ſorgfältig erbrach und begann zu leſen.

Der Inhalt des franzöſiſchen Schreibens lautete in getreuer Ueberſetzung wie folgt:

„Mein lieber Herr Sohn,
Graf de la Tour!“

„Ich bin mit Deiner Umsicht und Thätigkeit äußerst zufrieden und danke Dir für den Eifer, mit dem Du meine Pläne unterstützest.

Die von Dir gesandten Bemerkungen und Zahlen waren für uns von äußerster Wichtigkeit und leisten uns gute Dienste.

Der Kampf wird in Kurzem entbrennen, damit erreiche ich einen Theil dessen, was ich seit Jahren anstrebe.

Wir werden siegen, alle Berechnung müßte trügen, wenn unser Feind dieses Mal nicht gedemüthiget werden sollte. Er soll endlich die ewige Wahrheit zum eigenen Schaden anerkennen müssen, daß nichts gefährlicher ist, als das Talent gegen sich herauszufordern.

Ich will nicht in den Fehler des kaiserlichen Hofkriegsrathes gerathen und Dir von Konstantinopel aus vorzeichnen, welche Märsche und Manöver Du in Wien ausführen sollst, Du wirst am besten wissen, was Dir zu thun möglich und nothwendig ist, — Du kennst meine Wünsche, Du weißt das

Ziel, dem ich zustrebe, ich rufe Dir daher nichts zu als: „In Belgrad sehen wir uns wieder!“

Belgrad, Belgrad und nichts als Belgrad!

Da der Zeitpunkt Deiner Abreise von Wien nicht mehr fern sein dürfte, so erweise mir den Liebesdienst, Dich nach einer gewissen Familie Depaul in Larenburg zu erkundigen. Ambrosius Depaul ist Piqueur in kaiserlichen Diensten, seine Frau nennt sich Margaritha. Es liegt mir viel daran, über das Befinden der ganzen Familie Kunde zu erhalten. Die Ursache wirst Du erfahren, sobald Du mir über ihre jetzigen Verhältnisse detaillirte Mittheilungen gemacht.

Suche mir eine Liste der Generäle zu senden, welche gegen uns zu operiren bestimmt sind; richtige Beurtheilung der feindlichen Befehlshaber ist im Kriege eben so vortheilhaft, wie Kenntniß des Terrains.

Dich dem Schutze Deines Geistes und Deiner Gewandtheit überlassend, verbleibe ich, mein Herr Sohn, Dein zärtlicher Vater

Osman Pascha,
A. G. v. B.“

Nachdem der Rekrut Hans Bergmann dieſen Brief geleſen, verbrannte er ihn an der Lampe und ging zur Ruhe.

Achtes Kapitel.

Veronika wirbt Hilfstruppen und unterſtützt die Operationen ihrer Herrin.

Nach den damaligen Vorſchriften für die kaiſerliche Kavallerie mußte jeder Wachtmeiſter außer ſeinem Dienſtpferde ſich auch „ein gutes Bagagepferd und einen Jungen halten.“

Der Burſche, welcher bei Schebeſta dieſen Dienſt verſah und mit ihm im Edelhofe bequartirt war, hieß Lorenz Wieſel, ein hübſcher, luſtiger Geſelle, der, wie wir bereits wiſſen, die Aufmerkſamkeit von Editha's Dienſtmädchen in hohem Grade erregt hatte.

Veronika Pfeifer, obwohl ſie unglaublich kleine Aeuglein beſaß, verſtand es doch, deren Fluidum zu

einer Art telegraphiſcher Korreſpondenz zu benutzen, zu welcher beſagter Wieſel ſie herausforderte.

Die Folge dieſes vieräugigen Spiels war, daß ſich die Leutchen den Tag hindurch einige Male flüchtig ſprachen und dann Abends im Hofraume vor der Thüre des Wohnhauſes zuſammentrafen.

Veronika begann die Unterhaltung.

„Euer Herr Wachtmeiſter iſt fortgeritten, er ſchien Eile zu haben?“

„Sehr wahrſcheinlich iſt 's eine Dienſt-Affaire, die ihn fortrief.“

„Und Ihr?“

„Welche Frage! Mich ließ er zurück, damit ich Zeit gewinne, Euch zu ſagen, daß Ihr ein ſchmuckes Mäd'l ſeid.“

„Ein ſchmuckes Mäd'l, hi hi hi!“

„Warum lacht Ihr?“

„Soll ich etwa weinen, wenn man mir ſagt, daß ich hübſch bin?“

„Es freut Euch alſo, es zu hören?“

„Na, und wie! Hi hi hi!“

„Hat es Euch der Andere noch nicht geſagt?“

„Wen meint Ihr mit dem, der Andere.“

„Den Diener des Barons.“

„Ah, den Peter, Gott verdamm' ſein Herz! er hat mir's wohl auch geſagt, doch aus ſeinem Munde freute es mich nicht.“

„Ihr könntet mir alſo gut ſein?“

„Warum denn nicht, hi hi hi, wenn man wüßte —“

„Ihr lacht ſchon wieder?“

„Soll ich nicht lachen? Hi hi hi, wenn Ihr mich umſchlingt und thut, als ob Ihr mich lieb hättet.“

„Werdet Ihr mir glauben, wenn ich ſage, daß dem wirklich ſo iſt?“

„Warum denn nicht? Es wäre nicht die erſte Lüge, die ich für Wahrheit kaufte.“

„Teufel, Veronika, Du biſt aufrichtig.“

„Da hat man's, jetzt redet er mich gar ſchon mit Du an.“

„Es iſt bequemer.“

„Und Du liebſt die Bequemlichkeit?“

„Inſoweit ſie ohne Verletzung der Dienſtvorſchriften gehandhabt werden kann.“

„Du biſt ein braver Burſche! Lorenz iſt Dein Name?“

„So wurde ich getauft.“

„Du ſcheinſt heute wenig zu Mittag gegeſſen zu haben?“

„Warum dies?“

„Weil Du Dich mit Küſſen ſättigen willſt, hi hi hi.“

„Sie lacht ſchon wieder.“

„Und Du küſſeſt mich ſchon wieder!“

„Hat der Peter Dich nie geküßt?“

„Der Peter? Gott verdamm' ſeinen Mund! der hätte mir kommen ſollen!“

„Du ſcheinſt ihn zu haſſen?“

„Weil er nicht bloß der Diener, ſondern der Späher ſeines Herrn iſt. Wenn er jetzt daheim wäre, ſo wüßte morgen der gnädige Herr, daß Du mich geküßt haſt, und ich müßte aus dem Hauſe.“

„Teufel! Auf dieſe Weiſe wird uns dieſer Peter im Wege ſein.“

„Wie der Kettenhund dem Diebe.“

„Wir werden der Beſtie den Mund ſtopfen.“

„Bloß den Mund? Gott verdamm' ſein Genick! Du mußt es ihm brechen.“

„Dieſer Bruch wäre mir zu gefährlich! Man würde mich dafür ein wenig auf's Rad flechten und mir zum Dank meine Glieder aus der Ordnung

bringen, **was** eben nicht wohl thut. Mit dem Genick iſt's **nichts**! Ich werde ein anderes Mittel finden, ihm **einen Denkzettel** zu geben."

„Einen Denkzettel? Hi hi hi!"

„Ich will ihm das Spähen verleiden."

„Aber heute noch."

„Du haſt Eile."

„Je eher, deſto lieber. Er wird bald nach Hauſe kommen, der Horcher, Gott verdamm' ſeine Ohren!"

Die jüngſten Opfer von Amor's Geſchoß trennten ſich einſtweilen und Lorenz Wieſel begann über den für Peter beſtimmten Denkzettel nachzuſinnen.

Wo befand ſich indeſſen der treue Diener ſeines Herrn?

Peter's Mißtrauen war leichter erregt und ſchwerer zu beſeitigen, wie das ſeines Gebieters, die beiden Brüder aus Hintersdorf ſollten dies erfahren.

Als Marquard und Albin den Hof verließen, behielt Peter ſie im Auge und gewahrte, daß ſie nicht ihren Heimweg antraten, ſondern ſich in die Schenke begaben. Als nun gar die Nacht anbrach und die jungen Leute keine Miene machten, Mauerbach zu verlaſſen, hatte es der Mißtrauiſche ſogleich weg, daß

ſie irgend einen Anſchlag beabſichtigten, und er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit.

Ebenſowenig, wie Peter die feindlichen Abſichten Wieſel's, ahnten die Brüder die ſeinigen und entwarfen für die Nacht ihren Plan.

Albin entſann ſich, von Editha in der vorigen Nacht gehört zu haben, daß die Fenſter ihres Gemaches in den Garten gehen und ſich nahe dem Gartenpförtchen befinden. Dahin zu gelangen, bedurfte man mehr Vorſicht wie Mühe, und an der erſteren ſollte es nicht fehlen, da Albin während der Unterhaltung des Bruders mit dem Fräulein Wache zu halten verſprach.

Bezüglich der Situation faßten die Brüder, nach gegenſeitiger Mittheilung ihrer nächtlichen Erlebniſſe, den Entſchluß, zu erforſchen, ob Editha in die Geheimniſſe ihres Vaters eingeweiht ſei oder nicht, im letzteren Falle ſolle ſie auch von dem Geheimniſſe im Halterthale nichts erfahren, bis die Brüder den Inhalt des ſargähnlichen Behältniſſes erforſcht haben würden.

Der Graf von Dolabella und ſeine räthſelhafte Aehnlichkeit mit dem Rekruten und dem Einſiedler be-

ſchäftigte die jungen Leute ebenfalls ſehr angelegentlich, ſie warteten vorerſt auf den Erfolg der Viſitation, welche der Wachtmeiſter eben in der Klauſe veranſtaltete, und beſchloſſen bezüglich des Grafen bei der Marcheſa Vendetta Erkundigungen einzuziehen.

Es mochte um die zehnte Abendſtunde ſein, als die Brüder in einem ziemlich großen Bogen den Ort umkreiſten und von rückwärts bei dem Gartenpförtchen anlangten.

Albin erkletterte zuerſt die Mauer, lauſchte in den Garten hinein, und da er Alles ruhig und ſtill fand, winkte er dem Bruder, ihm nachzufolgen.

Beide ließen ſich hierauf von der Mauerkante, nahe dem Pförtchen, in den Garten hinab und richteten ihr Augenmerk ſogleich auf die ihnen entgegenſchauenden Fenſter des Wohngebäudes.

Aus einem derſelben fiel durch die Jalouſien ein Lichtſtrahl heraus.

„Dort“, liſpelte Albin, „wohnt und wacht das Fräulein.“

„Bleib' auf der Hut, ſei mir im Nothfalle ein Warner, wenn jedoch Alles ſtill und ruhig bleibt, harre hier meiner Rückkehr.“

Albin hieß dem Bruder, ſich auf ihn zu verlaſſen, und ließ ſich im Schatten der Mauer auf der Erde nieder, Marquard dagegen eilte leichten Schrittes zum Fenſter, klopfte leiſe daran, nach einer Weile öffnete ſich ein Jalouſienflügel, der Jägersmann ſchwang ſich geräuſchlos in's Gemach und ſtand gegenüber dem Fräulein von Falk.

Editha nahm zuerſt das Wort.

„Ich gewähre Ihnen die verlangte Gunſt, Herr Marquard", ſagte ſie, „obwohl ich keinen Grund weiß, der Sie veranlaſſen könnte, mich heute noch einmal ſprechen zu wollen."

Der Ton des Fräuleins war ſo kalt, ihr Empfang ſo zurückhaltend, daß der Waidmann einen Schritt zurückwich und ſprach: „Wenn irgend ein moraliſcher Zwang Sie zur Nachgiebigkeit vermochte, wenn Sie mich nicht kraft Ihres vollkommen freien Willens empfangen, dann erlauben Sie, daß ich mich wieder entferne. Ich habe den jetzigen Augenblick mit heißer Sehnſucht erwartet, habe darnach gelechzt, wie der Durſtige nach dem friſchen Quell, ich verzichte jedoch auf alle Seligkeit, ſobald irgend ein Wölkchen Ihr Gemüth verdüſtert."

„Bleiben Sie", verſetzte Editha mit einem faſt befehlenden Tone, „mir ward ſchon einmal Gelegenheit, Ihren trotzigen Sinn kennen zu lernen, und ich mag ihn nicht abermals herausfordern. Sprechen Sie."

„Ich bleibe, da Sie es wünſchen, Fräulein, doch zu ſprechen vermag ich nicht; man ſetzt junge Blumen nicht dem Reif aus, ſondern läßt ſie im ſicheren Glashauſe ſtehen, bis der Sonne Glut deren Wachsthum zu fördern verſpricht."

„Ich verſtehe ihr Gleichniß nicht", ſprach Editha aus beklommener Bruſt."

„Ihre gepreßte Stimme", entgegnete Marquard ſchonungslos, „verräth mir das Gegentheil."

Das Fräulein richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihn und ſagte: „Fahren Sie nur fort, den Vortheil ihrer Poſition zu mißbrauchen."

Der junge Mann glaubte in dieſen Worten die Löſung zu Editha's verändertem Benehmen zu finden und entgegnete raſch: „Der Himmel weiß es, daß die unmännliche Denkungsart, deren Sie mich beſchuldigen, mir fremd iſt. Sie davon zu überzeugen, gibt es nur einen Weg, der von Ihnen fort und niemals wieder

in Ihre Nähe führt. Ich werde ihn betreten. Leben Sie wohl."

„Bleiben Sie!" rief die Jungfrau, „ich will nicht, daß Sie sich entfernen, bevor Sie zur Erkenntniß Ihres Unrechts gekommen."

„Ich gebe zu", antwortete Marquard sanft, „daß mein Drängen um eine Unterredung mit Ihnen voreilig und nicht ganz rücksichtsvoll geschah, ich sehe jetzt ein, daß ich zu bedenken vergaß, welchem Verdachte ich mich damit bloßstellte, allein ist die Macht, welche mich so handeln ließ, nicht auch zu erwägen? Zählen Gefühle so gering, daß sie nicht eine Handlung entschuldigen sollten, die vielleicht unüberlegt, aber keineswegs schlimm ist? Auf die Gefahr hin, von Ihnen abermals verkannt zu werden, schwöre ich Ihnen, daß nur mein Herz und nichts wie mein Herz mich den Wunsch, Sie heute noch einmal zu sehen, aussprechen ließ, Ihr Urtheil verdamme also die bewegenden Gefühle, spreche jedoch den Charakter des Mannes frei."

„Sie erkennen Ihr Unrecht, das freut mich; Sie suchen es durch Gefühle zu entschuldigen, damit geben Sie Ihrem Charakter, den Sie doch vertheidigen wollen, ein schlechtes Zeugniß. Ein Charakter, der

ſo ſchwach iſt, jungen Gefühlen ſich zu beugen, ſtatt ihnen zu widerſtehen, verräth wenig Stärke."

„Sie ſchätzen die Macht der Gefühle nach ihrem Alter, das, Fräulein, kann nicht Ihr Ernſt ſein, denn dieſer Anſchauung gemäß, müßten die Gefühle greiſer Menſchen, weil die älteſten, die mächtigſten ſein, was doch gewiß nicht der Fall iſt. Hoch oben von der wolkenumhüllten Felſenſpitze löſt ein Schneeſtäubchen ſich los, eine Viertelſtunde ſpäter ruht unten im Thale unter der Lawine Wucht ein Dorf. So löſen im Herzen Gefühle ſich ab und ſchwellen im Fluge zu Leidenſchaften an."

„Erlauben Sie, daß ich Ihr Gleichniß fortſetze", ſprach jetzt Editha, „der Frühling bricht in's Land, der Sonnenſtrahl gewinnt an Glut und die Lawine ſchmilzt und zerrinnt; ſo auch vergehen die Leidenſchaften, wenn erſt der Geiſtesſtrahl an Kraft und Macht zugenommen."

„Sie haben recht", ergänzte Marquard wehmüthig, „Sonnenglut macht die Lawine zerrinnen, doch die Menſchen, die ſie verſchüttet, bleiben todt, todt für immer."

Das Fräulein, von dem Ton des jungen Mannes

unwillkürlich ergriffen, betrachtete ihn mit forschendem Blicke und sagte hierauf mit Wärme:

„Sie sprachen von Gefühlen, ich läugne deren Rechte nicht und gebe zu, daß Sie die bewegende Kraft Ihrer Bitte sein mochten, doch Sie führten mir auch die zerstörende Gewalt der Leidenschaft im Bilde vor, wozu dies? Soll ich etwa bei Ihnen an eine Leidenschaft von gestern glauben? Würde eine solche Ihrem Herzen zur Ehre gereichen? Sie sahen mich gestern unter Verhältnissen, die Ihnen immerhin einiges Interesse für meine Wenigkeit einzuflößen geeignet waren, heute sprechen Sie schon von Gefühlen und eröffnen mir die keineswegs lockende Aussicht auf Leidenschaften. Herr Marquard, ich wünsche und hoffe einem Manne gegenüber zu stehen, der die Kraft besitzt, Gefühle zu leiten und zu lenken, stürmische Wünsche zu bewältigen und den Flug der Phantasie durch den Hemmschuh des Verstandes zu mäßigen, lassen Sie mein Wünschen und Hoffen sich erfüllen und ich werde meine heutige Nachgiebigkeit segnen."

Der junge Waidmann faßte heftig die weiche, zarte Hand und bedeckte sie mit Küssen, was das Fräulein lächelnd geschehen ließ.

„Sind Sie mit mir zufrieden?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ihre Güte entzückt mich; Ihr ganzes Wesen bezaubert mich!“

„Möge der Zauber niemals schwinden! Herzen, die wie Wachs für leisen Druck empfänglich sind, theilen mit ihm auch die Eigenheit, daß eine eben nur geringe Kraft hinreicht, empfangene Eindrücke zu verwischen.“

„Sie mißtrauen meiner Standhaftigkeit?“

„Bevor ich vertraue oder mißtraue, muß ich prüfen.“

„Ich unterwerfe mich ganz Ihrem Willen.“

„Beginnen Sie damit, daß Sie sich entfernen.“

„Sie heißen mich ziehen, ohne mir den Trost des baldigen Wiedersehens zu bieten?“

„Ich zweifle nicht, daß wir uns wiedertreffen.“

„Bevor ich scheide, erlauben Sie mir, Sie im Namen meines Bruders um die Beantwortung einer Frage zu ersuchen. Woher kam gestern Ihr Herr Vater, als er Albin auf der Straße hieher traf?“

„Der Vater war bei der Tante in Wien zu Besuche“, versetzte Editha unbefangen, „in Hütteldorf traf

er mit Peter zuſammen, welcher von dort im Tragekorb eine Kiſte mit Porzellangeſchirr abholen ſollte, der Weg war jedoch ein vergeblicher, die Kiſte iſt noch nicht angekommen."

Marquard entnahm der Art, wie Editha ihm die Mittheilung machte, daß ſie mit dieſen Angaben von ihrem Vater getäuſcht worden ſei, mithin keine Kenntniß von deſſen Geheimniß beſitze.

Er dankte ihr für die Antwort und trat an's Fenſter, um ſeinen Weg wieder durch daſſelbe zu nehmen, als Albin von draußen ihm leiſe zuliſpelte, noch einige Minuten zu verweilen.

Das Licht im Gemache erloſch.

Der Grund, welcher den Jüngling zu dieſer Warnung bewog, wurde durch Lorenz Wieſel veranlaßt, was wir ſogleich erzählen werden.

Peter hatte — wie bereits erwähnt — ſeine Aufmerkſamkeit in Betreff der Brüder verdoppelt, er gewahrte daher, wie ſie auf einem Umwege dem Edelhofe ſich näherten und in der Nähe des Gartenpförtchens die Mauer überſtiegen.

„Der Beſuch gilt dem Fräulein", dachte der

Späher und machte ſich behende auf, ſeinen Gebieter davon in Kenntniß zu ſetzen; als er jedoch durch das Hauptthor in den Hof trat, ſtellte ſich ihm Lorenz Wieſel entgegen.

Veronika ſtand als Lauſcherin hinter der Hausthüre.

„Herr Peter!“

„Was giebt es?“

„Habt die Güte, mir in den Stall zu folgen.“

„Ich muß vorerſt zum Baron.“

„Ihr bedürft nur weniger Minuten.“

„Was giebt es denn?“

„Eines von den Pferden liegt darnieder.“

„Ah, was liegt am Pferde, ich muß zum Baron.“

„Oho, Herr Peter, bei einem braven Reitersmanne kommt früher das Pferd und dann erſt der Mann.“

„Ich bin aber kein Reiter.“

„Mein Gott! ſo kommt doch, Ihr haltet mich umſonſt auf.“

„Zum Teufel! ich denke, Ihr raubt mir die Zeit und nicht ich Euch.“

„Ich raube? Herr Peter, ich dien' im kaiſerlichen

Heere, wenn auch nur als Burſche, ſo hab' ich doch Ehre im Leib. Ihr dient einem Baron, ich einem Wachtmeiſter von Hohen-Ems-Küraſſier, Ihr geht zu Fuß, und ich bin ſtets zu Pferde, ſtehe daher höher im Range, wie Ihr. Ihr habt mich einen Räuber geſcholten, der Teufel ſoll mich zerreißen, wenn ich Euch das verzeihe!"

„Menſch, Ihr ſeid berauſcht!"

„Wär' ich berauſcht, ſo ſtreckte ich meine Rechte aus und verſetzte Euch eine Maulſchelle." —

Peter, auf deſſen linker Wange im Nu eine Ohrfeige brannte, taumelte zwei Schritte zurück.

Veronika hinter der Thüre rieb ſich entzückt die rauhen Hände und murmelte: „Gott verdamm' ſeine Backen!"

„So aber", fuhr Lorenz fort, „bin ich völlig nüchtern, es fällt mir daher nicht ein, Euch zu kränken. Wär' ich berauſcht, ich faßte Euch an der Perrücke" —

„Gott verdamm' ſeine Haare!"

„Zu Hilfe, der Menſch iſt verrückt!"

„Früher berauſcht, jetzt ſoll ich verrückt ſein? Nun iſt meine Langmuth zu Ende. Als Berauſchter hätt' ich Euch bloß geohrfeigt, als Verrückter muß ich Euch klopfen!" —

„Gott verdamm' ſeinen Buckel."

In dieſem Momente kehrte der Wachtmeiſter von der Viſitation der Klauſe im Halterthale zurück.

„Was geht da vor?"

„Herr Wachtmeiſter", begann Wieſel, „ich hab' gehorſamſt zu melden, daß dieſer Civiliſt, der mir im Range nachſteht, ſich unterfangen hat, mich einen Räuber, einen Trunkenbold und einen Verrückten zu ſchelten . . ."

„Teufel!" brummte Schebeſta, „kaum kehrt man den Rücken, ſo excedirt das Lumpenvolk und balgt ſich herum, wie Hunde und Katzen. Wie kann ſich ſo ein Meerkalb im Tuchgewande unterfangen, meinen braven Burſchen, der ſich in der Regel nur am Sonntage betrinkt, als ein miſerables Subjekt fürzuſtellen? Wenn der Lorenz wahr redet — und er lügt nur einmal im Monate, das iſt, wenn er zur Beichte geht — ſo will ich dieſes Menſchenfleiſch im Haſenbalg traktiren, daß es mit den Zähnen eine Stunde lang den Teufelszapfenſtreich ſchlagen ſoll!"

„Gott verdamm' ſein Gebiß!"

„Herr Wachtmeiſter, ich bitte auch mich anzuhören. Euer Burſche iſt ein Händelſucher!" —

„Keine neue Injurie!“

„Ich war auf dem Wege zu meinem Gebieter, um ihm zu melden, daß Leute in den Garten ſtiegen, da ſtellte Euer Burſche ſich mir entgegen.“ —

„Wenn's ſonſt nichts iſt“, entſchied der Wachtmeiſter, „dann unterſuchen wir den Garten, am Ende ſind's Hundsſötter vom Rekrutenvolk, die 'was mauſen wollen.“

Schebeſta, Peter und Wieſel machten ſich nun auf den Weg nach dem Garten.

Es muß hier bemerkt werden, daß der Streit zwiſchen den beiden Dienern, um die Ruhe des Hauſes nicht zu ſtören, mit gedämpfter Stimme geführt wurde, daher Albin wenig von dem Wortwechſel hörte und dem — was ihm allenfalls zu Ohren kam, keine Bedeutung beilegte, mindeſtens nicht ſo viel, um deshalb den Bruder in ſeiner Unterhaltung mit dem Fräulein zu ſtören.

Als jedoch die drei Männer in den Garten kamen, wurde er aufmerkſam, und da Marquard faſt gleichzeitig den Rückweg antreten wollte, warnte er ihn.

Als die drei Männer unter den Fenſtern des

Fräuleins anlangten, liſpelte Peter: „Ich habe Grund zu vermuthen, daß Jemand hier eingeſtiegen iſt, der eine Jalouſieflügel iſt, wie Ihr bemerken könnt, offen. Habt die Gefälligkeit, hier einige Minuten zu verweilen, ich eile zurück in's Haus, um den Herrn Baron zu wecken, damit er die Gemächer des Fräuleins durchſuche."

Der Wachtmeiſter verſprach zu bleiben und Peter eilte hinweg.

Kaum war er fort, ſo ſchlüpfte Albin hervor und redete den Unteroffizier an.

„Um Gott! Herr Wachtmeiſter, laſſen Sie meinen Bruder, der ſich drinnen befindet, paſſiren."

Wieſel ſchloß ſich dieſer Bitte an, ſeinen Herrn in wenigen Worten informirend.

Schebeſta, deſſen Sympathien ſich ſeinem militairiſchen Charakter zu Folge ſtets auf Seite des ſchwächeren Geſchlechtes ſchlugen und dem es jedes Mal Vergnügen gewährte, einer Civilperſon eine Naſe zu drehen, beſonders wenn es ſich um ein Liebesabenteuer handelte, willigte um ſo raſcher ein, da er in dem jungen Menſchen Einen von den Beiden erkannte, die ihn Nachmittags in der Schenke auf die Aehnlichkeit

ſeines Rekruten mit dem wilden Einſiedler aufmerkſam gemacht hatten.

Albin rief nun den Bruder leiſe heraus und während Marquard durch's Fenſter ſtieg flüſterte Schebeſta dem Jünglinge zu: „Sagt Euerem Bruder, daß ich den Einſiedler getroffen und geſprochen habe, die Aehnlichkeit mit Hans Bergmann iſt frappant, doch von einer Schelmerei iſt keine Rede.“

Marquard und Albin dankten dem Unteroffizier für ſeine Gefälligkeit und hatten den Garten bereits im Rücken, als der Baron und Peter in den Gemächern des Fräuleins erſchienen und eine erfolgloſe Durchſuchung veranſtalteten.

Die alte Kriegsgurgel und ſein Burſche hatten Mühe, das Lachen zu unterdrücken, nahmen für die gehabte Mühe den Dank des Barons in Empfang und begaben ſich dann zurück in den Hof.

„Lorenz“, murmelte Schebeſta ſeinem Burſchen zu, „ich ignorire den Exceß, dieweilen Du ihn im Intereſſe einer junger Frauensperſon verübt; denn ſonſt hätt' ich Dir noch heute fünfundzwanzig Jagdhiebe aufgemeſſen, Du verkrüppelter Schnapphahn und Calefactor!“

Veronika, mit dem Erfolge ihrer Operation zufrieden, warf Peter für heute den letzten haßerfüllten Blick zu und brummte vor sich hin: „Gott verdamm' seine Milz.“

Neuntes Kapitel.

Marquard und Albin enthüllen das Geheimniß im Halterthale und stoßen auf ein neues Räthsel.

In dem Herzen Marquard Depaul's zog der Liebesfrühling in seiner ganzen Herrlichkeit ein, die Blüthezeit seines Lebens brach an und wie draußen im grünen Wald ertönte in seiner Brust hundertstimmiger Gesang.

Dem Geiste des Dichters, welcher das schöne Lied sang von: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag“, schwebte eine Liebe vor, die bereits ihre Gegenliebe fand; was aber ist die Liebe,

wo dieſe noch fehlt, wo nur Eine Seele denkt und Ein Herz ſchlägt?

Marquard liebte Editha, und das Fräulein hatte wohl den Samen ſüßer Hoffnung in ſeiner Bruſt ausgeſtreut — und wer weiß es nicht, wie raſch dieſer Same im Liebesfrühlinge gedeiht — allein noch war ihm keine Gewißheit der Gegenliebe geworden, das beglückende Geſtändniß fehlte, die zweite Seele dachte noch nicht laut und das zweite Herz ſchlug noch heimlich.

In dieſer Epoche der Liebe — denn jede Herzensgeſchichte hat ihre Epochen wie die Weltgeſchichte — wird die junge Liebe auch von den Nachtfröſten des Zweifels bedroht, nebſt den Wonnen des himmliſchen Gefühls zittert Unruhe durch die Bruſt.

Marquard, gewohnt im zärtlichen Einverſtändniſſe, in brüderlichſter Vertraulichkeit mit Albin zu leben, trug diesmal gerechte Scheu, den Jüngling zum Vertrauten ſeiner Gefühle zu machen, um ihm nicht den gefährlichen Schleier zu lüften vor dem Herzensapparate, der in ſich das elektriſche Fludium birgt, den Blitz, der zündet und reiniget, der vom Himmel kommt und das Herz in majeſtätiſcher Pracht erleuchtet.

Aber Albin, wunderbar begabt mit dem Instinkte eines erfahrenen Mannes, erkannte doch schon am ersten Tage des Daheimseins an der Gedankenschwere und Wortleere des Bruders, daß irgend etwas, was er ihm verheimliche, Marquard's Geist beschäftige, und nicht gewohnt — wie er selbst gestand — die Zunge in Fesseln zu legen — begann er zu forschen und in den älteren Bruder um Mittheilung zu dringen.

Marquard versuchte Anfangs in Abrede zu stellen, was der Jüngling wahrzunehmen behauptete, als jedoch dieser damit sich nicht zufrieden gab, sagte der andere zu ihm:

„Nun ja, es sei, wie Du sagst, ich trage etwas mit mir im Geiste herum, was Dir zu wissen überflüssig ist."

„Das kann ich nicht gewähren lassen", erwiderte Albin hartnäckig, „es gibt nichts in der Welt, was für den Bruder zu wissen überflüssig wäre, wenn es den anderen so ernstlich beschäftigt."

„Du bist ein eigensinniges Kind!"

„Du willst sagen, ein eigensinniger Mensch, meinethalben, indessen, es lohnt sich wohl der Mühe, es zu

ſein, wenn es gilt, das Geheimniß meines älteren Herrn Bruders zu erfahren."

„Wer ſagt Dir, daß es ſich um ein Geheimniß handele?"

„Deine Verſchloſſenheit."

„Auch das zugeſtanden; kann es nicht Dinge in der Welt geben, die ein Menſch in Deinem Alter nicht erfahren darf?"

Albin ſtutzte, dachte einige Augenblicke nach und ſagte hierauf traurig: „Es iſt möglich, daß es dergleichen Dinge gibt, ich werde Dich nicht mehr beläſtigen!"

Er ging aus der Stube und Marquard ſah ihn den Vormittag hindurch nicht wieder.

Beim Mittagsmahle herrſchte, wie noch nie, Verſtimmung. Albin ſprach gegen ſeine Gewohnheit nichts, es war dies das erſte Wölkchen, welches die Reinheit des brüderlichen Himmels trübte.

Endlich brach der Jüngling das Schweigen.

„Bruder Marquard, ich werde heute noch nach Mauerbach gehen."

„Was haſt Du dort zu ſuchen?"

„Ich muß mit Fräulein Editha ſprechen."

„Was willſt Du von Editha?“

„Ich werde ſie fragen, was Dir fehle?“

„Du willſt ſie fragen?“

„Sie muß es wiſſen, denn ſeit Du ſie kennſt, biſt Du verändert.“

„Ich kenne das Fräulein kaum vierzig Stunden lang.“

„Um ſo ſchlimmer; wenn dieſe Spanne Zeit ſchon eine ſolche Umwandlung hervorrief, wie wird es mit Dir in acht Tagen oder noch ſpäter ausſehen?“

Marquard lachte.

Albin ſchielte ihn von der Seite an und ſagte noch ernſthafter wie früher: „Itzt lacht er!“

„Wenn Du nur wüßteſt, wie unendlich kindiſch Du biſt.“

„Bah, ſo ſprecht Ihr Alle, auch das Fräulein ſagte dies, als ich ſie bat, ihr Vetter ſein zu dürfen.“

„Um was bateſt Du Editha?“ fragte Marquard befremdet.

„Ich erzählte ihr, daß unſeres Nachbars Roſe einen Vetter beſitze, den die Nachbaren ihren Liebſten nennen.“

„Ah, ah . . . was weiter?“

„Da nun das Fräulein viel hübſcher als die Roſe iſt, ſo meinte ich, ſie müſſe doch auch einen ſolchen Vetter haben, und bat ſie, mich dazu zu wählen.

„Nun, was erwiderte ſie darauf?“

„Sie lachte ausgelaſſen.“

„Ich begreife das“, lachte nun auch Marquard ſeinerſeits.

„Warum findeſt Du ihr Lachen in der Ordnung?“

Marquard beſann ſich ein wenig und erwiderte dann: „Weil das Fräulein bereits auf dem Wege iſt, einen Vetter zu bekommen.“

„O, o! Und wer iſt dieſer Menſch?“

„Dieſer Menſch bin ich.“

„Bruder Marquard . . . “

„Und jetzt weißt Du auch mein Geheimniß.“

„Das iſt's, ſonſt nichts? Jetzt möchte ich wiſſen, warum ein Menſch in meinem Alter ſo 'was nicht erfahren ſoll? Du biſt alſo Fräulein Editha's Liebſter?“

„Ihr Vetter!“

„Nun ja, die Leute nennen es „Liebſter.“

„Ich hoffe es zu werden.“

„Das ſollſt Du auch. Sobald ich mit dem Fräulein zuſammentreffe, werde ich zu ihr ſagen: „Es

freut mich, daß Sie wenigſtens meinen Bruder zum Liebſten genommen haben, da Sie mich ausſchlugen.“ —

„Du wirſt mit dem Fräulein nicht davon ſprechen, weil ſie Dich noch lächerlicher finden würde.“

„Meinſt Du? Dann muß ich freilich ſchweigen, denn ſo oft das Fräulein über mich lacht, ärgere ich mich, während ich zum Beiſpiel über Dein Lachen nicht empfindlich bin. Woher rührt das?“

Marquard hütete ſich, den Jüngling darüber aufzuklären, ſondern antwortete nach kurzem Beſinnen: „Weil das Fräulein eine Fremde iſt.“

„Das iſt's nicht, die Urſache muß eine andere ſein.“

Um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, ſagte Marquard: „Da ich Deinen Gang nach Mauerbach nicht billige —“

„So werde ich daheim bleiben, willſt Du wohl ſagen?“

„So wirſt Du mich begleiten.“

„Wohin gehſt Du?“

„Wir wollen das Geheimniß im Halterthal lüften.“

„Das iſt ein kluger Gedanke. Wann machen wir uns auf den Weg?“

„Sogleich, wir nehmen bloß ein Bündel mit Beil, Stricken und Haken mit.“ —

„Feuerzeug und Laterne nicht zu vergeſſen. Mir brennen ſchon die Sohlen, das Geheimniß des Herrn Barons kennen zu lernen.“

„Die heutige Nacht wird es Dir enthüllen.“

Albin war zufrieden, die Verſtimmung gewichen, der brüderliche Himmel prangte wieder in ungetrübter Heiterkeit.

Die Brüder machten ſich wegfertig und traten ohne Verzug die Wanderung nach dem Halterthal an.

Seit Albin das Geheimniß ſeines Bruders kannte, machte ſich wieder ſeine frühere Redeluſt geltend, und er ließ dem Zünglein freien Lauf, welches ſich heute ausſchließlich mit dem Fräulein von Falk beſchäftigte.

Marquard ließ ihn ungemahnt fortſchwatzen und hing den eigenen Gedanken nach, deren Gegenſtand freilich auch kein anderer war.

Die Zeit verſtrich daher unbemerkt, und der Weg dünkte den Brüdern noch nie ſo kurz wie heute.

Die Dunkelheit war ſchon angebrochen, als ſie in der Nähe der Klauſe anlangten; der Ort weckte den Gedanken an deſſen Bewohner, doch die Brüder

vermieden es — bevor ſie ihren Zweck erreicht, ſich der Einſiedelei zu nähern, um die Aufmerkſamkeit des Klausners nicht auf ſich zu lenken.

Die Stelle, wo die bewußte Buche ſtand, war bald erreicht.

Albin umkreiſte raſch den Stamm, blickte ſpähend hinauf und ſagte dann: „Es ſcheint noch Alles zu ſein, wie wir es vor drei Nächten verließen. Wenn Du nicht müde biſt, ſchreiten wir ſogleich an die Arbeit.“

„Wozu dieſe Haſt?“ entgegnete Marquard, „wir verſäumen nichts, wenn wir noch ein Stündchen warten.“

Albin kannte ſeinen Bruder zu gut, um aus dieſer Bemerkung nicht den Gedankenkreis zu erkennen, worin er ſich bewegte; er ſah ihn daher überraſcht an und ſagte: „Du ſcheinſt im letzten Augenblicke Deinen Entſchluß geändert zu haben?“

„Mein Entſchluß“, entgegnete der Aeltere, „ſteht noch aufrecht; es ſind jedoch Bedenken in mir erwacht.“ —

„Welche Bedenken?“

„Ob, was wir vorhaben, auch recht iſt? Ge-

ſchehenes läßt ſich nicht mehr ungeſchehen machen, darum heißt 's erwägen, bevor man an's Werk ſchreitet."

„Wahrhaftig, ich wüßte nicht, was es da noch zu erwägen gäbe?"

„Halten wir uns die Thatſache nackt vor Augen."

„So nackt, als es Dir beliebt."

„Der Baron Falk hat in dem hohlen Stamme dieſer Buche einen verhüllten Gegenſtand verborgen."

„Den ich für einen Sarg halte."

„Angenommen, Du täuſcheſt Dich nicht, ſo kann auch in dem Sarge Gold oder Goldeswerth verborgen liegen; der Baron mußte ein Behältniß von der länglich ſchmalen Form wählen, damit es in der Aushöhlung des Baumes Raum finde."

„Ich glaube Dich zu verſtehen, Bruder, indeſſen fahre fort."

„Ich frage Dich alſo, welches Recht beſitzen wir, dem Geheimniſſe eines Dritten nachzuſpähen?"

„Einem Geheimniſſe, mitten im Walde verborgen", rief Albin, „und dabei ſolche ſpitzfindige Bedenken! Sieh', Bruder, ich raiſonnire anders. Der Freiherr von Falk wohnt in Mauerbach, einem Orte, weit und breit von Berg und Wald umgeben. Wie kommt es

nun, daß er ſein Geheimniß bis in's Halterthal trug, er hätte doch wahrlich in der Nähe hohle Bäume genug gefunden, ſeinen Schatz oder was es ſonſt iſt, zu verbergen?"

„Nun, was ſchließeſt Du daraus?"

„Daraus ſchließe ich auf die Motive der Handlung und komme zu dem Ergebniſſe, daß wir nicht nur kein Unrecht begehen, ſondern daß es ſogar Pflicht iſt, einem Geheimniſſe nachzuforſchen, hinter welchem möglicher Weiſe ein Verbrechen verborgen liegen kann."

„Der Baron mag ein rauher, ein ſtrenger Mann ſein, doch wie ein Verbrecher ſieht er mir nicht aus."

„Ich bin entfernt, es zu behaupten, ſondern ſprach nur von der Möglichkeit; iſt's dem nicht ſo, um ſo beſſer."

„Angenommen, wir finden in dem Behältniſſe einen Schatz, was dann?"

„Ich nehme gar nichts an oder aus, lieber Bruder! Sobald wir den Inhalt des Behältniſſes kennen gelernt haben, ſchließen wir es wieder ſo gut, als wir können, und bringen es an ſeine vorige Stelle. Dem Funde gemäß richten wir dann unſer ferneres Verhalten ein."

„Und Du verſprichſt mir, nach genommener Einſicht

gegen meinen Willen in dieſer Sache nichts zu unternehmen?"

„Habe ich je etwas gegen Deinen Willen gethan?"

„Ich wünſche für dieſen Fall Dein ausdrückliches Wort."

„Ich gebe es Dir."

„Dann ſchreiten wir an's Werk."

Die Brüder gingen in ähnlicher Weiſe vor, wie der Baron und Peter, als dieſe das Behältniß in die Aushöhlung des Baumes hinabgelaſſen hatten.

Beide erkletterten den Stamm und überzeugten ſich, daß oben Raum genug war, das mitgebrachte Seil um das Behältniß zu ſchlingen und daran zu befeſtigen.

Marquard klopfte mit dem Rücken des gekrümmten Mittelfingers an die Wand, um zu erkennen, ob das Behältniß von Holz oder Metall, ob es gefüllt oder leer ſei.

Der dumpfe, klangloſe Ton ließ Beides zweifelhaft.

Nachdem das Seil befeſtigt war, begannen die Brüder zu heben, und das Behältniß, obwohl von ziemlicher Schwere, bewegte ſich aus ſeinem Lager.

Wohl bedurfte es von beiden Seiten der ganzen

Kraft, um es aus der Höhlung zu bringen, doch war damit der ſchwierigſte Theil der Arbeit vollbracht.

Bald ruhte das Behältniß am Fuße des Stammes auf dem Boden, und Albin befreite es von dem umhüllenden Tuche.

„Nun Marquard“, liſpelte er, „hatte ich Recht oder nicht?“

„In der That, das Behältniß ſieht aus wie ein Sarg, ſeine Dimenſionen ſind jedoch zu groß dazu, es gäbe denn noch Rieſen, deren einer darin ruhen ſollte. Der unbeſtimmte Ton, wenn man daran klopft, rührt wahrſcheinlich von einer metallenen Fütterung her.“

„Und das erklärt auch die ungewöhnliche Schwere.“

„Nun will ich das Licht in der Laterne anzünden und den Deckel öffnen. Du wirſt mir leuchten, doch mit Vorſicht, damit man das Licht aus der Ferne nicht wahrnehme.“

„Sei außer Sorge, ich weiß ſchon, wie ich's anſtelle.“

Albin verdeckte die Laterne derartig, daß nur deren eine Seite unverhüllt blieb und das Licht gerade

auf jene Stelle fiel, wo Marquard eben mit dem mitgebrachten Beile den Sargdeckel lüftete."

„Es fällt mir auf", bemerkte der Jüngling leiſe, „daß der Sarg nicht ſorgfältiger und feſter verſchloſſen iſt."

„Der Baron", antwortete Marquard, „ſcheint einzig und allein dem guten Verſteck vertraut zu haben. Iſt dieſes einmal entdeckt, mochte er gedacht haben, dann mag der Verſchluß noch ſo feſt ſein, der Sarg bliebe doch nicht ungeöffnet."

Nach dieſer Rede ſchob Marquard den Deckel bei Seite.

Die neugierigen Brüder gewahrten den reichen Faltenwurf eines weißen Tuches.

Nicht ohne Gemüthsbewegung lüftete Marquard die Hülle, und ein Laut der Ueberraſchung und des Schreckens drang über ſeine, wie über Albin's Lippen.

Der innere Raum des Behältniſſes war in vier Theile getheilt: ein kleiner an der Kopfſeite von der Form eines regelmäßigen Würfels enthielt eine Krone; in einem zweiten, dieſem gleich, ruhte ein Reichsapfel; der noch übrige Raum war der Länge nach in zwei

Fächer getheilt, in deren einem ein Scepter, in dem anderen ein alterthümliches Schwert lag.

Die Brüder blickten ſich ſprachlos an.

Krone und Inſignien von edlen Metallen waren mit Juwelen verziert, dieſes unſcheinbare Behältniß umfaßte ohne Zweifel einen Werth, der einem kleinen Schatze gleichkam.

Jeder der Brüder hatte ſich vor dem Oeffnen des Behältniſſes über deſſen Inhalt ſeine eigenen Ideen gebildet; ſo mannigfaltig dieſe nun waren, ſo kam doch keine einzige davon der Wirklichkeit nahe; daß dieſer unſcheinbare hölzerne Sarg die Symbole der höchſten irdiſchen Macht umſchließe, lag in der gegenwärtigen Situation außerhalb aller menſchlichen Muthmaßung.

Kein Gegenſtand der Welt, wenn auch noch ſo fürchterlich, noch ſo Entſetzen erregend, hätte vermocht, das ſtets muthige, entſchloſſene Paar in Schrecken zu verſetzen; was ſie hier fanden, bewirkte es im vollſten Maße.

Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert in einer einfachen Kiſte und dieſe wieder hier mitten im Walde in einem hohlen Baumſtamme unter einem dürftigen

Laubdache mit dem Geheimniſſe als einzigem Kronenwächter!

Nicht bloß die Gegenſtände, ſondern auch die Umſtände, unter welchen ſie dieſelben fanden, erfüllten die Brüder mit einer nie gefühlten Angſt.

Wenn etwas davon Zeugniß gab, ſo war es das gänzliche Verſtummen Albin's, dem ſonſt keine Gefühlserregung ſo leicht ſein Redewerk zu ſperren vermochte, der aber jetzt todtenblaß am Sarge ſtand und kein Auge von deſſen Inhalt verwandte.

Der Ruhe und Bedachtſamkeit Marquard's gelang es, ſich, den Schrecken bewältigend, zuerſt wieder emporzurichten.

Er verhüllte den koſtbaren Sarg-Inhalt wie vorher und begann den Deckel zu befeſtigen.

Albin verlor wunderbarer Weiſe noch kein Wort.

Das von Marquard beim Schließen des Sarges gemachte Geräuſch war das einzige, welches das unheimliche Schweigen des Waldes unterbrach.

Nachdem das Behältniß auch von Außen mit der Decke umhüllt und mit dem Seile umſchlungen war, brachten es die Brüder, in derſelben Weiſe verfahrend wie der Baron und ſein Diener, nach dem früheren

Verſteck; damit zu Stande gekommen, wurden die mitgebrachten Werkzeuge wieder zu einem Bündel geſchnürt und das Licht in der Laterne ausgelöſcht.

„Bruder Marquard", bat der Jüngling, „laß uns ein wenig ausruhen, heute bin ich ermüdet, ich vermag jetzt keinen Schritt weiter zu thun!"

Er, der neulich, nachdem er von Hintersdorf nach Wien und von Wien in's Halterthal zu Fuße gewandert, auf die Frage ſeines Bruders: ob er ermüdet? ſchnell erwiderte: „Spare Deine Frage, bis wir daheim anlangen, und ich werde ſie mit „Nein" beantworten", er geſtand heute nach einem viel kürzeren Wege, er vermöge keinen Schritt weiter zu thun.

Die Angſt war dem kleinen Menſchen in die Glieder gefahren.

Kaum hundert Schritte von dem inhaltſchweren Baume ſetzten ſich die Brüder auf den Boden nieder.

„Bruder Marquard", ließ Albin ſich jetzt wieder, aber völlig eingeſchüchtert und kleinlaut vernehmen, „ich meine es wäre beſſer geweſen, wir hätten dem Geheimniſſe in dieſem Walde nicht nachgeforſcht."

„Wir hätten uns Mühe und Unruhe erſpart", antwortete Marquard, „und Du magſt aus dem Falle

die Warnung ſchöpfen, der Neugierde ſtets einen Zaum anzulegen, wir hätten den alten Spruch von dem Feuer, das Einen nicht brennt, beherzigen ſollen.“

„Und trotz der Mühe und Unruhe“, klagte Albin weiter, „haben wir nicht einmal unſeren Zweck erreicht. Iſt unſere Neugierde befriedigt? Nein! Ein Geheimniß haben wir enthüllt und auf ein Räthſel ſind wir geſtoßen.“

„Ja, ein Räthſel iſt's!“

„Wie kommt der Baron zu dieſen Dingen, die man doch auf keinem Markte feil bietet, wie ſilberne Schüſſel oder goldene Becher?“

„Nicht bloß, wie er dazu kommt? iſt hier die Frage, ſondern auch, was er damit beabſichtigt und warum er ſie hier verbirgt? Ach, wenn ich doch allein dieſem unſeligen Geheimniſſe nachgeforſcht hätte!“

„Du mißtraueſt meiner Verſchwiegenheit?

„Ich zittere vor jeder Gefahr, die Dich bedrohen könnte.“

„Du ſprichſt von Gefahr?“

„Du biſt zu jung, um die Lage zu begreifen. Man ſpielt nicht mit Kronen und mit Sceptern; was wir entdecken, iſt entweder ein vollbrachtes Verbrechen, oder

es wird eines beabſichtigt, oder Beides zugleich, und weißt Du, welch' ein Verbrechen? Hochverrath! Wegen eines ſolchen ſtarb unſer armer Vater den fürchterlichen Tod." —

„Ach, Bruder Marquard, wir haben ja kein Verbrechen begangen."

„Nehmen wir nicht Theil daran, wenn wir ſchweigen?"

„Dann laß uns ſprechen!"

„Und Editha's Vater in's Verderben ſtürzen und vielleicht auch undankbar gegen Wohlthäter werden."

„Mein Gott, Du machſt mich beben, in welch' eine ſchlimme Lage ſind wir gerathen!"

„Sie iſt nicht ohne Gefahr, darum müſſen wir dies Mal mit Bedacht und Ueberlegung vorgehen. Laß uns den Heimweg antreten."

„Ja, lieber Bruder, gehen wir, ich werde vielleicht meine Kraft wiederfinden, wenn wir uns von hier entfernen."

Die jungen Leute erhoben ſich und traten den Heimweg an, Beide ſtill und wortarm, Jeder ſeinen Gedanken nachhängend.

Zehntes Kapitel.

Ein Beſuch bei der Marcheſa Vendetta — ein Brief nach Konſtantinopel.

Das einſame Jagdhaus im Paſſauer Walde erheiſcht unſere Gegenwart; ſeine geheimnißvolle Herrin iſt eine zu wichtige Perſon in dieſer Erzählung, um ſie auf lange Zeit aus dem Geſichtskreiſe zu verlieren.

Wem, wie uns, die Gunſt ward, des Nachts den Glanz im Innern dieſes Hauſes anzuſtaunen, dem mußte am Tage deſſen äußerliche Verlaſſenheit und Verkommenheit um ſo auffallender erſcheinen.

Das Gebäude, in den Schooß des Waldes geſchmiegt, glich einem an zahlloſen Wunden im Gebüſche verblutenden Wilde.

Aber welche Oede, welche Stille auch im Inneren!

Wer am Tage des Hauſes innere Räume betritt, muß es für ausgeſtorben halten, oder für eines jener verwunſchenen Schlöſſer, aus denen alles Leben hinweggebannt iſt, wo nur irgend ein altes Mütterchen als Schließerin umherſchleicht, um dem zufällig hierher

verirrten Wanderer die Wundermähr des Hauſes zu erzählen und ihn vor den böſen Folgen des grauſigen Mitternachtsſpukes zu warnen.

Das Amt dieſes alten Mütterchens ſchien im öden Waldhauſe die Gebieterin perſönlich zu bekleiden, ſie war es, die von Gemach zu Gemach ſchritt, um geräuſchlos Anordnungen zu treffen, oder um ſich vom Vollzuge bereits getroffener die Ueberzeugung zu verſchaffen; wie in der Nacht, ſo am Tage verdeckte der undurchdringliche ſchwarze Schleier ihr Antlitz, ſeit ihrer Selbſtverſtümmelung war keinem menſchlichen Auge, wie ihrem eigenen, das Weh und der Schrecken dieſes Anblickes bereitet.

Plötzlich wird die klöſterliche Stille, ſagen wir lieber dieſes Grabes Schweigen, geſtört, wodurch?

Ein männlicher Tritt ſchallt vom Hofe herein.

Ein Herr nähert ſich der Hausthüre und wird auf ein Zeichen in den Corridor gelaſſen, wo er ſich ohne weitere Weiſung, mit der Sitte des Hauſes bekannt, in das Sprechzimmer begibt, in jenes dunkle Zimmer mit dem ſchwankenden Boden, wo Marquard Depaul das bekannte Verhör zu beſtehen hatte.

Der Angekommene iſt eine große, ſchlanke Figur,

mit einer ausdrucksvollen, männlich ſchönen Phyſiognomie, einem lebhaften, geiſtvollen Auge, braunem Teint, ſchwarzen Augen, höchſt koſtbar und elegant gekleidet, von feiner Tournüre, mit einem Worte, er iſt ein vollendeter Cavalier.

Wir und der Leſer mit uns erkennen dieſen Herrn ſogleich, er iſt der nämliche, den Marquard, als er das Waldhaus verließ, hier eintreten ſah und der ihn durch die frappante Aehnlichkeit mit dem wilden Einſiedler in Staunen verſetzt hatte; derſelbe, den Suſanna, die Zofe der Marcheſa, den Grafen von Dolabella genannt hatte.

Der Cavalier verweilte nur wenige Minuten im Sprechzimmer, als er bei der Gebieterin des Hauſes vorgelaſſen wurde.

Die Dame empfing ihn in dem nämlichen Gemache, wo ſie auch Marquard Depaul dieſe Gunſt gewährt hatte.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Graf", redete ſie ihn zuvorkommend, doch nicht ohne ceremoniöſe Kühle an.

„Gnädige Frau, Sie ſind wohl nicht ungehalten, daß ich wiederkomme, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen?"

„Ich ertheilte Ihnen die Erlaubniß dazu und beſitze bis jetzt keinen Grund, ſie Ihnen zu entziehen.“

„Ich bin ein Mann, gnädige Frau, und verſtehe Wort zu halten.“

„Das Verſtändniß hiezu fehlt den Wenigſten Ihres Geſchlechtes, wohl aber der Wille.“

„Gnädige Frau, ich bin Cavalier!“

„Sie mögen nicht ungehalten werden, wenn ich bekenne, daß dieſes ſchöne Wort bei mir ſeinen Zauberklang bereits eingebüßt hat; ich habe der wortbrüchigen Cavaliere eine ziemliche Anzahl kennen gelernt. —“

„Ich bin ein Franzoſe!“

„Und der Böſeſte von Allen war Ihr Landsmann.“

„Sie ſind hart, gnädige Frau.“

„Wenn ich es bin, haben traurige Erfahrungen mich dazu gemacht. Uebrigens, Herr Graf, haben Sie über meine Härte Klage zu führen keine Urſache. Sind Sie nicht der Einzige Ihres Geſchlechtes, dem ich Zutritt gewähre? . . .“

„Zutritt wohl, allein . . .“

„Was wollen Sie noch? Ich lernte Sie vor un-

gefähr fünfzehn Monaten auf einer Reiſe durch Italien kennen. —"

„Ich kam damals eben von Frankreich." —

„Sie erwieſen mir einen ritterlichen Dienſt." —

„Bitte davon nicht zu ſprechen."

„Wir trennten uns." —

„Mein Weg führte nach Konſtantinopel."

„Ein Zufall ließ Sie mich in Wien wiederfinden, Sie waren ſo gütig, mich auf dieſes einſame Haus aufmerkſam zu machen." —

„Sie ſprachen den Wunſch aus, ein ſolches zu beſitzen." —

„Sie vermittelten den Ankauf und genießen ſeither die Gunſt, mich beſuchen zu dürfen."

„Ich habe die Gunſt noch nicht mißbraucht."

„Zu Ihrer eigenen Ehre." —

„Mein Verſprechen unverbrüchlichen Schweigens iſt mir heilig." —

„Mögen Sie es nie verletzen." —

„Und trotzdem halten Sie, Frau Marcheſa, die kalte Form aufrecht, wie am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft. Nicht bloß Ihr Wort iſt gemeſſen ſo wie damals, ſogar der ſtrenge Ton hat ſich nicht ge-

mildert, ich bin ſo unglücklich, bisher keine Schritt-breite von Ihrem Vertrauen gewonnen zu haben."

„Dieſes Unglück wird Sie nicht erdrücken, Herr Graf."

„Sie ſpotten meiner, gnädige Frau."

„Soll ich es etwa ernſt nehmen, wenn Sie mein Benehmen ein Unglück für Sie nennen? Laſſen Sie uns offen und aufrichtig ſprechen, Herr Graf. Meine Geſtalt läßt Sie in mir eine ſchöne Frau vermuthen, der Schleier, der mein Antlitz ſtets verhüllt, hat Ihr Intereſſe nur noch mehr erregt. Ihre Phantaſie erblickt hinter dem Gewebe wer weiß, welch' ein Madonnenbild, daher rührt Ihr Verlangen, mich ganz kennen zu lernen, deshalb Ihre Klage über meine Härte u. ſ. w. Sie täuſchen ſich aber, ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht ſchön, noch mehr, ich ſage Ihnen, daß ich häßlich bin."

„Sie werden mich dieſes nie glauben machen, gnädige Frau! Das tadelloſe Ebenmaß Ihrer Erſcheinung, die weiche zarte Haut Ihrer Hand, die ſchlanken Finger, der niedliche Fuß, Alles zeugt von einer Bevorzugung, mit welcher ſich ein häßliches Geſicht unmöglich vereinbaren läßt. In der Natur

iſt allmäliger Uebergang und Ebenmaß die Regel, Sprünge und Contraſte bilden die Ausnahme. Ihr Organ läßt mich erkennen, daß des Lebens Frühling hinter Ihnen liegt, das geb' ich zu; Ihre frühere Behauptung kann ich jedoch nicht gelten laſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihren Unwillen zu erregen."

„Leider verwehrt mir ein Gelübde, Sie von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen. Doch geſetzt den Fall, Sie täuſchten ſich nicht, angenommen, ich wäre in Wahrheit ſchön, hoffen Sie, mein Benehmen werde je ein anderes werden? Nie, ich ſchwör' es Ihnen, Herr Graf, nie! Durch mein Leben zieht ſich ein tiefer, ſchwarzer Abgrund, der alle Freuden verſchlang, mir iſt hienieden nur noch Eine Aufgabe zu löſen übrig geblieben und dazu genüge ich mir ſelbſt. Ich ſteh' allein und werde allein ſtehen bleiben, wer Lebensfreuden ſucht, muß von mir fern bleiben."

„Ich erkannte leicht, gnädige Frau, daß ein ſchwerer Gram Sie erfüllt, daß traurige Erfahrungen Sie erbittert, allein, ich denke, die Zeit wird wie Vieler Wunden auch die Ihrigen heilen."

„Die Zeit", widerſprach die Dame, „iſt eine

Quackſalberin, ihre Heilkunſt iſt nicht beſſer, wie die unſerer Doktoren. Sie vernarbt, aber ſie heilt nicht, ſchwere Wunden widerſtehen ihr, wie jedem ſterblichen Arzte. Hoffen Sie nichts von der Zeit, Herr Graf, ich habe abgeſchloſſen. Laſſen Sie unſere heutige Unterhaltung über dieſen Gegenſtand die letzte ſein."

„Gnädige Frau —"

„Ich darf eine Einwendung nicht dulden, Herr Graf. Ich hoffe, Sie werden mir keine Urſache bieten, den Ihnen gewährten Vorzug zu bereuen. Ihr ferneres Drängen würde mich aus dieſem Aſyle verſcheuchen und mich zwingen, auch Sie zu fliehen, wie die übrige Männerwelt."

Der Cavalier lächelte gezwungen, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „In Wahrheit, gnädige Frau, Sie ſind ein Räthſel!"

„Warum ein Räthſel? Weil ich das ſtarke Geſchlecht aus meiner Nähe verbanne? O, über die Schwäche, die ſo gern für Stärke gelten möchte, Eitelkeit iſt Euer Erbgut ſo gut, wie das unſrige! Damit jedoch, Herr Graf, Ihren etwaigen Hoffnungen und Abſichten jede Nahrung entzogen werde, ſo bedenken Sie, wie groß mein Widerwille gegen Ihr

ganzes Geſchlecht ſein muß, wenn ich mich um ſeinetwillen in dieſem Walde vergrabe.“

Graf Dolabella, von dieſer entſchiedenen Abweiſung verletzt, umgürtete ſich — freilich ein wenig zu ſpät — mit dem Stolze des Mannes und ſagte: „Ihre Strenge verſcheucht mich, Frau Marcheſa, ich gedenke, Ihnen künftig nicht läſtig zu fallen; denn ich fühle mich zu ſchwach, den Kampf gegen ſo entſchiedenen Widerwillen aufzunehmen. Welche bittere Erfahrungen Sie im Leben auch gemacht haben mögen, durch mich ſollen ſie nicht vermehrt werden.“

Damit verbeugte er ſich und verließ das Gemach und das Haus.

„Die Betheuerungen dieſer Frau“, ſprach er bei ſich, „ſo wahrſcheinlich ſie auch klingen, finden bei mir doch wenig Glauben. Sie duldet keinen Mann in ihrer Umgebung, ſie flieht die Geſellſchaft um der Männer Willen, das iſt nicht zu läugnen. Wenn ihr Männerhaß einem vernünftigen Grunde entquillen ſoll, ſo kann dieſer nur eine unglückliche Liebe ſein, oder eine Treuloſigkeit. Dies angenommen, kann ich an die Häßlichkeit der Marcheſa nicht glauben. Häß-

liche Frauen ſind für Zurückſetzungen in Liebesdingen, für Herzenskränkungen nicht ſo empfindlich wie ſchöne, ſie gehen ſchon mit dem Bewußtſein ihrer ſchwachen Mittel in den Kampf und werden daher durch eine Treuloſigkeit nie ſo tief verletzt, wie ſchöne Frauen. Eine Häßliche, die wegen einer Treuloſigkeit das ganze Geſchlecht haſſen würde, wäre eine lächerliche Perſon, und dazu iſt die Marcheſa zu geiſtreich. Ich halte daher an meiner urſprünglichen Vermuthung feſt, die räthſelhafte Dame iſt eine ſchlaue Kokette, welche die Erwartungen auf's Tiefſte ſinken machen will, um durch die Wirklichkeit einen um ſo größeren Effekt zu erzielen. Sie ſpricht von nur noch Einer Aufgabe, die ihr im Leben zu löſen übrig iſt, was für eine Aufgabe mag das ſein? Sollte auch dieſe Angabe erfunden ſein, um ſich intereſſanter zu machen? So gering auch meine Muße für die kleinen Abenteuer des Lebens iſt, es lohnt ſich doch die Mühe, die Marcheſa im Auge zu behalten!"

Wir haben den Gedankengang des Grafen von Dolabella abſichtlich wiedergegeben, damit der Leſer beurtheile, inwieweit er ſich auf falſcher Fährte befand — nur noch eine kurze Weile und die beiden

Perſonen werden ſich gegenüberſtehen, wie Feuer und Schwert, wie Schlange und Tiger.

. . . . . .

Die viertägige Ruhezeit, welche der wilde Einſiedler jenem Manne gewährt hatte, den er ſeinen treuen, verläßlichen Diener nannte, war verſtrichen.

Walter erſchien reiſefertig bei der Klauſe im Halterthale.

Er fand die Einſiedelei geſchloſſen -- ſpähte durch die kleinen Fenſterchen und gewahrte die Geſtalt des Einſiedlers auf dem Lager von dürrem Laub, das Geſicht gegen die Wand gekehrt, von dem langen Lockenhaare bedeckt.

Man hätte nun meinen ſollen, der Diener werde den Schlafenden wecken, um von ihm das verheißene Packet zu empfangen, dem war aber anders.

Walter begab ſich zu einer ihm bekannten Stelle in der Nähe der Klauſe, beſeitigte ein kleines viereckiges Raſenſtück und fand da ein Päckchen, welches er in der Bruſttaſche verbarg.

Nachdem er das Raſenſtück an den früheren Platz gelegt, eilte er fort, um die Rückreiſe anzutreten.

In dem mitgenommenen Päckchen befanden ſich zwei Schriftſtücke. Das eine war eine Namensliſte, deren Bedeutung aus dem Inhalte des anderen Schriftſtückes zu erſehen war. Dieſes enthielt ein ausführliches Schreiben, welches, in franzöſiſcher Sprache verfaßt, in treuer Ueberſetzung, wie folgt lautete:

„Eure Gnaden,

Sehr geehrter Herr Vater!“

„Ich befinde mich heute in der angenehmen Lage, Ihnen ſchätzbare Nachrichten zukommen zu laſſen.

Geſtern, am 21. Mai, wurde der Graf von Seckendorf zum Feldmarſchall ernannt und wird als ſolcher die öſterreichiſche Armee gegen die Türkei führen.

Trotz aller Intriguen blieb die Wahl des Proteſtanten zum Feldherrn doch aufrecht erhalten, Sie wiſſen, gnädiger Herr, was das hier zu Lande bedeuten will.

Freilich iſt's die Kaiſerin und der mächtige Bartenſtein, die ſich für den greiſen Ketzer auf's Lebhaf-

teſte intereſſiren, freilich war es Prinz Eugen, der kurz vor ſeinem Tode ihn dem Kaiſer als den Fähigſten empfahl.

Wenn Eure Mäjeſtät an der Religion keinen Anſtoß nehmen, ſagte Eugen, dann ſchenken Sie Ihr Vertrauen dem Grafen von Seckendorf.

Ich will ihn ja als Feldherr verwenden, erwiderte der Kaiſer, und nicht als Beichtvater! und berief den General von Mainz her.

Danken wir dem Himmel, daß dieſe Wahl aufrecht erhalten blieb! denn vereinte auch Seckendorf alle Kriegsvorzüge Cäſar's und Hannibal's in ſich, ſein Genie, wenn er ſolches beſäße, würde theils durch die Unfähigkeit, theils durch den böſen Willen ſeiner Umgebung paralyſirt werden.

Der Hofkriegsrath mit ſeinem Präſidenten, Grafen von Königsegg, iſt im Voraus gegen ihn eingenommen.

Das kaiſerliche Reſcript, in welchem ihm der Armee-Oberbefehl angeboten wurde, im Juli vorigen Jahres von Wien expedirt, ließ man erſt Ende September in ſeinen Beſitz gelangen.

Neuerlichſt gab Seckendorf's Wahrheitsliebe Stoff zu neuem Odium.

Ich habe Ihnen, gnädiger Herr Vater, bereits von der militairiſchen Inſpectionsreiſe geſchrieben, welche der Graf im Auftrage des Kaiſers durch Ungarn, Kroatien, längs der Sau über Belgrad nach Serbien und von da an der Donau hinab bis an die Aluta unternahm.

Das ſehr detaillirte Gutachten über dieſe Reiſe, am 7. d. Mts. überreicht, hat wegen ſeiner ſchonungsloſen Enthüllung troſtloſer Zuſtände in gewiſſen Kreiſen ſehr viel böſes Blut gemacht.

Feſtungen, Kaſernen, Lazarethe befinden ſich in deſolaten Verhältniſſen, der Zuſtand der Armee iſt erbarmenswerth.

Mit der furchtloſen Aufrichtigkeit eines Biedermannes, mit der Gewiſſenhaftigkeit eines treuen Dieners ſagte Seckendorf ohne Umſchweife dem Kaiſer, daß die mehrſten Befehlshaber und Vorſtände ihr eigenes Intereſſe mehr im Auge hätten, wie das des öffentlichen Wohles, und daß theils aus Nachläſſigkeit, theils aus Unverſtand oder Bosheit geſündigt werde.

Der Kaiſer billigte die Offenheit des treuen Dieners, der Hofkriegsrath dagegen, deſſen Parteilichkeit und Trägheit damit angeklagt wurde, wird ſich nun alle mögliche Mühe geben, dem Feldherrn entgegenzuarbeiten.

Sollte, was der Himmel verhüte! Seckendorf gegen uns ſiegen, ſo wird man ſeine Verdienſte zu verkleinern und ſeine Erfolge zu paralyſiren ſuchen, unterliegt er, dann wird man in den Kirchen Wien's gegen ihn predigen und der urtheilloſe Wiener Pöbel wird ihm die Fenſter ſeiner Wohnung mit Steinen einwerfen.

Durch meine, unter dem Namen eines Grafen von Dolabella angeknüpften Verbindungen iſt es mir gelungen, von den Intentionen Seckendorf's bezüglich ſeines Kriegsplanes einige Kenntniß zu erhalten.

Demzufolge hätte die ruſſiſche Armee, deren Operationen bereits begonnen, nach der Einnahme Oczakow's ſich dem Bug zu nähern und ein Corps von einigen Tauſend Mann in der Gegend von Choczim zu poſtiren, um unſererſeits Streifzüge nach Siebenbürgen und Oberungarn zu verhindern; die kaiſerliche Armee dagegen ſtellt ſich rechts und links

der Donau auf, unterhält die Verbindung mit Siebenbürgen und ſetzt ſich in Verfaſſung, nach Erforderniß, durch die Moldau und Walachei mit den Ruſſen ſich zu vereinigen.

Als Sammelplätze der Oeſterreicher ſind beſtimmt Kronſtadt in Siebenbürgen, Ujpalanka im Banat und Semlin in Serbien.

Zum erſten Angriffsort iſt Widdin auserſehen.

Bezüglich Bosnien's ſoll eine Occupation beſchloſſen ſein; ich vermochte jedoch darüber nichts Näheres zu erfahren.

Die öſterreichiſche Armee wird beſtehen:

1. aus der Hauptarmee unter Philippi, Khevenhüller, Wurmbrand und Schmettau;

2. aus dem kroatiſchen Corps unter dem Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen und

3. aus dem ſiebenbürgiſchen Corps unter dem Grafen von Wallis.

Die Liſte der mehr untergeordneten Generale füge ich dieſem Schreiben bei, die Perſönlichkeiten ſind Ihnen, gnädiger Herr Vater, aus früherer Zeit bekannt, was mich der Mühe überhebt, mich in Charakteriſtiken zu ergehen.

Alles von mir Angedeutete in's Auge gefaßt, ferner die Rangſtreitigkeiten, Rivalitäten und die Mißgunſt Vieler in Betracht gezogen, endlich in Erwägung der mit Beſtimmtheit vorauszuſehenden Thatſache, daß Seckendorf von allen Kriegsbedürfniſſen, die er benöthigt und verlangt, nicht die Hälfte erhalten, ebenſo, daß der Hofkriegsrath mit dem Vollzuge von deſſen Anordnungen ſich nicht ſehr beeilen wird, läßt ſich für uns — bei der bekannten Energie und Thättigkeit meines gnädigen Herrn Vaters — ein günſtiger Erfolg der bevorſtehenden Campagne faſt mit Sicherheit erwarten, und wie Sie, rufe auch ich mit ganzer Seele: „In Belgrad ſehen wir uns wieder!"

Ihrem Wunſche bezüglich der Familie Depaul bin ich eifrig nachgekommen und melde Ihnen darüber Folgendes:

Der Piqueur, ein eifriger Anhänger Rakoczy's, endete ſchon vor zehn Jahren als Hochverräther durch den Henker. Seine Frau ſtarb einige Monate ſpäter. Zwei Söhne, Marquard und Albin, der erſtere zwanzig, der letztere vierzehn Jahre alt, leben in Hintersdorf vor St. Andrä an der Donau und werden von einer ihnen unbekannten Seite

unterſtützt, ich vermuthe auf Veranlaſſung Rakoczy's, der den Kindern die Anhänglichkeit ihres Vaters für ſeine Perſon vergelten will. Ein Zufall ſetzte mich vor einiger Zeit in die Lage, den älteren Bruder von einer ſchweren Krankheit geneſen zu machen, wofür er, ohne daß er es ahnte, mir einen ſchlimmen Dienſt erwies, deſſen Folgen ich jedoch glücklich abwendete.

Meine Maske als Einſiedler zog mir in den letzten Monaten von Seiten der Ordens-Eremiten eine ſo läſtige Aufmerkſamkeit zu, daß ich mich beengt und gefährdet zu fühlen begann, ich wählte daher noch eine dritte Maske, indem ich mich bei einem kaiſerlichen Reiterregiment anwerben ließ. Unter dem Schutze des kaiſerlichen Banners hoffe ich bis an die türkiſche Grenze zu gelangen, wenn der Einſiedler im Halterthale nicht mehr ſicher und der Graf von Dolabella ſeine Miſſion erfüllt hat.

Unſere Verbindung, mein gnädiger Herr Vater, erleidet dadurch keine Aenderung oder Störung. Ich verlaſſe in keinem Falle die Umgebung Wien's, bevor ich die Ordre hiezu von Ihnen empfangen.

Iſt Ihnen in Ihrem ereignißreichen Leben einmal eine Marcheſa Vendetta begegnet?

Da ich als Reiter das Standquartier in Mauerbach, drei Stunden von Wien, bezog, ſo wäre es für mich intereſſant zu wiſſen, ob der Baron von Falk, der gegenwärtig ſein Landhaus hier bewohnt, mit den Rakoczy's noch in Verbindung ſteht?

Ich bin zu Ende und habe dem Allen nur noch hinzuzufügen, daß ich mich freue, mit Ihnen, gnädiger Herr Vater, bald wieder in perſönlichen Verkehr zu treten. Ich verbleibe, wie immer, Ihr Sie zärtlich liebender Sohn

Cäſar Graf de la Tour."

Eilftes Kapitel.

Stimmungen und Vorſätze im Edelhofe. Eine geheime Unterredung. Hans Bergmann erhält vom Wachtmeiſter eine Beſchäftigung.

Am Tage nach jener erfolgloſen Unterſuchung von Editha's Schlafgemach — ein Reſultat, welches das

Fräulein ihrer treuen Dienerin Veronika und dieſe wieder ihrem Anbeter, dem Wachtmeiſterburſchen Lorenz Wieſel zu danken hatte — herrſchte in dem Edelhof zu Mauerbach eine Verſtimmung, welche zu verbergen man ſich von keiner Seite Mühe gab.

Der Baron trug die Ueberzeugung in ſich, daß ſein Diener ſich nicht getäuſcht habe, daß jedoch der Eindringling, zeitlich genug gewarnt und von dem Wachtmeiſter begünſtigt, entflohen ſei; ſein Aerger traf daher nicht bloß ſeine Tochter, ſondern auch den alten Unteroffizier, der ihre Partei nahm.

Peter verzehrte ſich in ſtillem Aerger, daß er nach einem abermaligen ſchlauen Zuge die Schlinge wieder leer fand, wobei er noch die traurige Erfahrung machte, daß Veronika, welche ſeine Herzensanträge ſo ſtandhaft zurückwies, ihre Gefühle einem Anderen gewidmet habe, was ſeinen Aerger um ein Erkleckliches ſteigerte.

Das Fräulein grollte dem Vater, der plötzlich ihre Schritte mit einer ihr läſtigen Sorgfalt zu überwachen anfing.

Veronika freute ſich wohl im Stillen über den Prügel, den ſie dem gehaßten Peter zwiſchen die Füße geworfen — Gott verdamm' ſeine Beine! — allein um

ſich nicht zu verrathen, mußte ſie ihre Gefühle hinter einer trotzig ſaueren Miene verbergen und gab ſich den Anſchein, als ob auch ſie grolle.

Lorenz Wieſel, aus Rückſicht für ſeine neue Flamme, ſtellte ſich, als theile er deren Verſtimmung, und der alte Wachtmeiſter endlich ärgerte ſich in Wirklichkeit, weil er beim Frührapport die Nachricht erhielt, das Regiment werde erſt in acht oder zehn Tagen gegen die türkiſche „Graniz" aufbrechen, über welche Verzögerung er ſich ſehr erzürnte, da er vor Ungeduld brannte, mit den ungläubigen Hunden anzubinden und ſie wie Anno Siebzehn unter dem Prinzen Eugen zu Paaren zu treiben.

Als Veronika am Morgen bei Editha eintrat, beeilte ſie ſich, die Gebieterin über die Vorfälle des Abends vollends aufzuklären.

„Der Verrath rührt alſo wieder von Peter her?" bemerkte das Fräulein traurig.

„Von wem denn ſonſt? Gott verdamm' ſeine Kehle! Aber der Wieſel hat ihm einen Denkzettel, einſtweilen nur einen gegeben, hi, hi, hi." —

Es muß bemerkt werden, daß die Zofe heute ausnahmsweiſe nur halblaut lachte.

„Wohin wird das führen?“ ſprach Editha düſter vor ſich hin.

„Wir müſſen dem Herrn Baron und ſeinem Späher Trotz bieten“, bemerkte Veronika.

„Und das Ergebniß davon wird ſein, daß er uns zur Tante in die Stadt ſchickt.“

„O, o!“ rief die Zofe erſchrocken, „da befänden wir uns gleich angenehmer, wir wanderten barfuß der Hölle zu, und dies Alles wegen des räudigen Peter's. Gott verdamm' ſeinen Hals!“

„Ach, Veronika, fluche doch wenigſtens heute nicht ſo entſetzlich.“

„Heißt das fluchen, wenn ich ſage, Gott verdamm' ſeine Rippen! Oder ſoll ich etwa auf unſeren Feind den himmliſchen Segen herabbeten? Nimmermehr! Für Peter die Verdammniß, der Segen dem Soldaten, hi, hi, hi!“

„O, mein Gott! Wie wird das enden?“

„Gut, gewiß recht gut, wenn Sie nur ſtandhaft bleiben und den Muth nicht verlieren. Der gnädige Herr ſoll's nur verſuchen, uns Gewalt anzuthun, dann wird's um ſo ſchlimmer, gewiß um ſo ſchlimmer!“

„Du wirſt doch mit Deinem Soldaten nicht entfliehen wollen?"

„Sie, Fräulein, können mit dem hübſchen Jägersmanne entfliehen, ich gedenke bloß durchzugehen." —

„Veronika!"

„Ei was, es ſoll irgendwo geſchrieben ſtehen: das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen."

„Es ſteht aber nicht geſchrieben, daß man mit dem Manne durchgehen ſoll. Ueberdies weißt Du denn, ob der Soldat Dich wirklich zur Frau nehmen will?"

„Ob er will? Hi, hi, hi, das muß ich wiſſen, der Lorenz iſt ein Teufelsjunge, er will Alles, was ich will. Hi, hi, hi!"

„Du biſt in Liebesdingen entweder ſehr leichtgläubig oder leichtfertig, ſei auf der Hut, damit Dir keine Urſache werde, Deine Schritte zu bereuen."

Die Zofe lachte verſchmitzt, wobei ihre ohnedem winzigen Aeuglein völlig unſichtbar wurden, und begab ſich an ihr Tagewerk.

Editha machte ſich auf eine abermalige Scene mit ihrem Vater gefaßt, die jedoch zu ihrer Beunruhigung ausblieb, wir ſagen Beunruhigung; denn das ſtumme

Grollen des Barons ließ ſie befürchten, daß er, dieſes Mal ermahnende Worte verſchmähend, bereits einen Entſchluß gefaßt habe, welcher ihr in keinem Falle Angenehmes zu bereiten verſprach.

Die Befürchtungen des Fräuleins waren in der That gerechtfertigt, wie wir ſogleich vernehmen werden.

Im Verlaufe des Vormittags rief der Baron ſeinen Diener zu ſich.

„Das Benehmen Editha's", ſagte er mürriſch, „fängt an, mich ernſtlich zu beunruhigen, ich ſetze voraus, daß Du Dich nicht getäuſcht haſt und wirklich Jemanden über die Mauer klettern ſahſt."

„Gnädiger Herr", betheuerte Peter, „ich wiederhole, was ich Ihnen bereits in der Nacht mitzutheilen die Ehre hatte. Es waren die Brüder Depaul, von dem Augenblicke an, wo ſie Nachmittags unſeren Hof verließen, behielt ich ſie im Auge. Der kleine Schelm mußte wahrſcheinlich Wache halten, während der Aeltere ſich in das Gemach zu dem gnädigen Fräulein begab." —

„Sollte der alte Wachtmeiſter mit ihnen einverſtanden ſein?"

„Vielleicht, denn ſie waren Nachmittags zuſammen

in der Schenke, in jedem Falle iſt ſein Burſche, ein Taugenichts, mit Veronika im Bunde." —

„Ich werde die Dirne aus dem Hauſe jagen."

„So ſehr ich deren Entfernung wünſche, bitte ich Euere Gnaden, doch vorher zu erwägen, ob der jetzige Augenblick der geeignete ſei?"

„Du haſt recht, wir wollen abwarten, bis keine Gefahr mehr vorhanden. Das Ereigniß der verfloſſenen Nacht läßt vermuthen, daß Editha's nächtliche Gänge den Zweck hatten, mit dem jungen Manne außerhalb des Hauſes zuſammenzutreffen." —

„Ich wage nicht daran zu zweifeln, gnädiger Herr, obwohl dieſe Gänge für das Fräulein ſehr unbequem und gefahrvoll, dagegen Zuſammenkünfte im Hauſe leichter zu bewerkſtelligen wären."

„Wo mag Editha den jungen Menſchen kennen gelernt haben?"

Peter zog die beiden Schultern in die Höhe und machte dazu eine Pantomime, welche andeutete, daß ihm dieſe Frage zu beantworten jede Spur fehle.

„Die Verirrung des gnädigen Fräuleins", ſagte er endlich, „iſt mir unbegreiflich!"

„Editha, ſonſt ſo klug und verſtändig, wird ſich

doch nicht ſchmeicheln, daß ich in ihre Verbindung mit einem jungen Menſchen willigen werde, deſſen Stand ſo tief unter dem ihrigen, deſſen Stellung eine ſo untergeordnete iſt, daß ſogar eine wohlhabende Bürgerstochter zögern würde, eine ſolche Wahl zu treffen."

„Das gnädige Fräulein ſcheint auf Euerer Gnaden Milde und Nachſicht zu vertrauen."

„So weit reichen dieſe nicht; ich werde nie in die Unehre meines Kindes willigen."

„Leidenſchaften ſind blind."

„Deshalb muß man ihnen Führer geben."

„Welche ſie in der Regel zurückweiſen."

„Man muß ſie ihnen aufdringen. Ich werde Editha zu meiner Schweſter in die Stadt ſchicken, Eleonore wird ſie mit größerer Strenge überwachen und ihr die Luſt zu Abenteuern benehmen."

„Die Maßregel wird ihre heilſame Wirkung nicht verfehlen, indeſſen iſt auch hiezu der Augenblick nicht geeignet."

Auf dieſe Bemerkung blickte Herr von Falk unruhig um ſich, winkte dann dem Diener näher heranzutreten und die bisher bloß vertrauliche Unterhaltung

nahm jetzt den Charakter einer geheimen Unterredung an.

„Die fatale Einquartierung", begann der Freiherr leise, „konnte zu keiner unbequemeren Zeit eintreffen."

„Euere Gnaden hätten sie zurückweisen können, da Edelhöfe dieser Last nicht unterliegen."

„Ich unterzog mich ihr freiwillig, um die Machthaber in Wien an meine Loyalität glauben zu machen." —

„Gnädiger Herr hätten aber bedenken sollen, was wir soeben im Hause verbargen."

„Im Augenblicke des Entschlusses unterschätzte ich die Gefahr, bis Du meine Furcht wach riefst."

„Und, wie ich glaube, mit Recht. Die Soldaten durchstöbern in der Regel alle Winkel im Hause, kein Schloß sichert vor ihrer zudringlichen Neugierde, wenn man die Kiste mit dem verhängnißvollen Inhalte hier im Hause entdeckt hätte, wir wären verloren gewesen. Das Behältniß ist daher in der hohlen Buche im Halterthale, hübsch weit von hier viel sicherer geborgen, und selbst wenn ein böser Zufall sie dort entdecken ließe, so ist der Verlust nur ein pecuniairer, den der Fürst verschmerzen kann, während Euere

Gnaden von jedem Verdachte verschont bleiben; denn man wird den Schuldigen eher in Wien, wie in Mauerbach suchen."

„Dein Rath war ohne Zweifel zweckmäßig, deshalb befolgte ich ihn auch; so lange indessen die Kiste nicht an Ort und Stelle, wohin sie gehört, angelangt ist, wird mich die Unruhe nicht verlassen." —

„Ich begreife die Zögerung Seiner Hoheit nicht."

„Es sind bereits fünf Tage über den Termin verflossen, an welchem der Bote eintreffen sollte."

„Da er zu kommen schon so lange gesäumt, so wäre zu wünschen, daß er auch jetzt noch, so lange die Soldaten im Hause sind, fern bliebe."

„Ich denke, sie werden wohl morgen oder übermorgen weiter marschiren."

„Leider ist dem nicht so; dem Wachtmeister wurde bedeutet, daß er noch acht bis zehn Tage hier zu verbleiben habe."

„Verdammt! Nun auch noch diese Verlängerung! Die Ankunft eines Ungars im Hause würde den Soldaten auffallen." —

„Der Bote wird doch die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lassen?"

„Mein Gott! Dem Leichtſinne und der Waghalſigkeit der Magyaren iſt jede Unvorſichtigkeit zuzutrauen, deshalb ſoll auch die Kiſte unter Deiner Aufſicht die Donau abwärts gehen, Fürſt Joſef wird Dir die Mühen und die Gefahr der Reiſe königlich lohnen."—

„Wo verweilt er gegenwärtig?"

„Du wirſt ihn mit den Kleinodien in Widdin erwarten, das Nähere ſollen wir durch den Boten erfahren. Bleib' indeſſen wachſam, damit bei deſſen Ankunft kein Verdacht erregt werde und keine Gefahr erwachſe. Dem alten Wachtmeiſter iſt nicht zu trauen, das gute Einverſtändniß mit ihm darf nicht geſtört werden, ſelbſt wenn er die Pläne Editha's noch eifriger fördern ſollte. Die paar Tage ſeiner Anweſenheit werden bald verſtreichen, dann ſoll die Ungehorſame meine Strenge kennen lernen."

Der Diener, den im Falle einer Entdeckung die Gefahr nicht minder bedrohte, wie den Gebieter, verſprach, für die Sicherheit des gnädigen Herrn wie bisher zu wachen und zu wirken, und verließ hierauf das Gemach des Gebieters.

Wie dem ſoeben Erzählten zu entnehmen, waren die Befürchtungen Editha's vollkommen gerechtfertigt,

daß ſie nicht ſogleich in Erfüllung gingen, lag in Verhältniſſen, deren Exiſtenz ihr ein tiefes Geheimniß war.

. . . . . .

An dem nämlichen Vormittage ließ der Wachtmeiſter Prokop Schebeſta den Rekruten Hans Bergmann zu ſich beſcheiden.

„Corporal Iſerle", begann der Unterofficier im Dienſttone, „hat mir rapportirt, daß Du ein exacter Reiter biſt, das Exerziren aus dem Fundament verſtehſt und in Allem, was Du zu thun haſt, informirt biſt. Meine große Incumbenz iſt, Pferde und Leute in der Compagnie kennen zu lernen, dann denen hitzigen Reitern faule, den peſaden Reitern friſche Pferde zu geben. Du wirſt dahero eine faule Schindmähre kriegen, welche Du ordentlich zureiten und noch ordentlicher füttern mußt, nicht aber, wie mancher malitiöſe Kerl es thut, das Futter dem Civil verkaufen und ſtatt des Hafers Heu in den Torniſter ſtecken; wenn ich Dich bei einer ſolchen exacten Lumperei attrapire, ſo wird man aus Deinem Rückenleder Riemen ſchneiden und Du wirſt als infamer Kerl zu den Musketiren geſteckt, wo Du zu

Fuß laufen kannſt wie ein Bettelrichter mit der Büchſe auf der Schulter und dem leeren Beutel in der Taſche. Sothane Meldung des Corporalen Iſerle hat meinem Herzen wohlgethan, deßhalb, und weil wir noch eine Woche lang in dieſem verfluchten Neſte auf der faulen Haut liegen bleiben müſſen, wirſt Du während dieſer Zeit für mich und bei mir einige Schreibereien effektuiren, mit denen ich doloſer Weiſe im Rückſtand geblieben bin. Ich hab' einmal eine Averſion gegen das vermaledeite Federfuchſen und Du als verdorbener Student wirſt mir damit unter die Arme greifen, wofür ich anbefehlen werde, daß unterdeſſen ein anderer Gemeiner Dein Pferd pflegen und den Stalldienſt ſtatt Deiner verrichten wird. Biſt Du damit content?"

„Ich bin mit Vergnügen bereit, alle Ihre Wünſche zu erfüllen, Herr Wachtmeiſter."

„Pfui Teufel! welchen Stylum redeſt Du? Für den Soldaten gibt es kein Vergnügen, ſondern Obedienz und Subordination. Du mußt die Studentenart laſſen und Dir die Militair-Redensmanier zu eigen machen, Du durchgeſiebter, lateiniſcher Brockenfreſſer. Rechtsum, marſch!"

In Folge der Anordnung des Wachtmeisters fand sich Hans Bergmann von nun an in dessen Stube im Edelhofe ein, um die Rückstände des federfeindlichen Unterofficiers aufzuarbeiten, eine Aufgabe, welcher der Rekrut mit Eifer nachkam, weshalb er den größten Theil des Tages im Edelhofe zubrachte, was auf die bald zu erzählenden Begebenheiten nicht ohne Einfluß blieb.

Zwölftes Kapitel.

Eine interessante Unterhaltung der Brüder Depaul, welche ihnen und dem Leser merkwürdige Resultate liefert.

„Bruder Marquard, ich meine, es wäre besser gewesen, wir hätten dem Geheimnisse in diesem Walde nicht nachgeforscht", diese Worte Albin's, welche er nach der Enthüllung des Geheimnisses im Halterthale sprach, fanden nur zu bald ihre volle Rechtfertigung.

Der beiden Brüder hatte ſich eine beängſtigende Unruhe bemächtiget, eine Unſchlüſſigkeit, wie ſie ihnen bisher fremd geweſen.

Sogar Albin, deſſen ungewöhnlich lebhafte Einbildungskraft um Mittel und Auswege nie verlegen wurde, ſogar er ließ dieſes Mal den klugen, blonden Kopf hängen und quälte ſich umſonſt, aus dem verzweifelten Dilemma einen gefahrloſen und ehrenvollen Ausweg zu finden.

Wie hätte dies auch anders ſein können?

Der Fund in dem Behältniſſe lag außerhalb ſeiner gewöhnlichen Lebensſphäre, die damit verbundenen und darauf bezüglichen Thatſachen gehörten in ein ihm bisher ſo fremdes Gebiet, daß er plötzlich, auf ein völlig unbekanntes Terrain verſetzt, rathlos daſtand.

Mit der Entdeckung der geheimnißvollen Thron-Inſignien war er dem ſtillen, beſchränkten, bürgerlichen Kreiſe entrückt, in das gefährliche Gebiet politiſcher Begebenheiten geſchleudert und zugleich in die Nothwendigkeit verſetzt, in einer heiklichen Situation einen Entſchluß zu faſſen.

Nachdem man einen Tag lang in Sorge und

Unruhe zugebracht, rief Marquard den jüngern Bruder zu ſich und ſprach zu ihm:

„Lieber Albin, ich habe Dich bisher öfter an Deine Jugend erinnert.“ —

„Ach, Bruder Marquard, ich komme zur Einſicht, daß Du damit recht hatteſt; wäre ich kein Kind, wüßte ich jetzt Rath zu ſchaffen.“

„Ich zähle ein halbes Dutzend Jahre mehr wie Du und befinde mich faſt in derſelben Lage, indeſſen hoffe ich, daß mein Nachdenken nicht ganz ohne Reſultat geblieben; wenn wir uns zuſammenſetzen und über den fraglichen Gegenſtand zu ſprechen anfangen, werden wir Anhaltspunkte finden, die uns aus dem Labyrinthe leiten.“

„Ja, Bruder“, antwortete Albin, „thun wir uns zuſammen, ich will mein Bischen Gehirn anſpornen, Dir zu genügen.“

Und die Brüder nahmen hart nebeneinander Platz, und es entſpann ſich folgende intereſſante Unterhaltung:

„In dem Behältniſſe befinden ſich eine Krone, ein Reichsapfel, ein Scepter und ein alterthümlich geformtes Schwert!“

„So iſt es, Bruder Marquard", bekräftigte Albin die Aufzählung des Aelteren.

„Dieſe Thron-Inſignien müſſen offenbar irgend einem Lande angehören?"

„So denke auch ich."

„Haſt Du ſie genau betrachtet?"

„So ziemlich genau, Bruder Marquard."

„Was bemerkteſt Du an dem Reichsapfel?"

„Ein Wappen."

„Kannſt Du Dich an das Bild davon erinnern?"

„Es iſt ein Schild, welcher der Länge nach getheilt iſt."

„Gut, was weiter?"

„Der rechte Theil von Silber und Roth iſt mehrmals quer getheilt." —

„Richtig, und links?"

„Links . . . links . . . laß mich nur ein wenig nachdenken, Bruder Marquard, ich werde mich ſchon entſinnen."

Und der Jüngling drückte die flache Hand an die Stirn und rief nach einer Pauſe freudig bewegt: „Ih hab's, lieber Bruder, ich hab's! Links in einem rothen Felde befindet ſich ein ſilbernes Patriarchenkreuz."

„Welches aus einer goldenen, auf einem dreifach grünen Hügel liegenden Krone hervorgeht.“

„O, o, Bruder Marquard, Du beſitzeſt ebenfalls ein treues Gedächtniß.“

„Weißt Du, welchem Lande das auf dem Reichsapfel befindliche Wappen angehört?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Dem Ungarlande!“

„Irrſt Du Dich nicht?“

„Nein!“

„Dann ſind die Thron-Inſignien, welche in der hohlen Buche im Halterthale verborgen liegen, die ungariſchen!“ rief der Jüngling mit einer Art Stolz wegen des erlangten Reſultates.

„In einer gewiſſen Art ja!“

„Was willſt Du damit ſagen: In einer gewiſſen Art?“

„Du ſollſt es ſogleich hören, damit Du aber Alles vollkommen verſtehſt, müſſen wir einen für uns traurigen Gegenſtand berühren. Ich habe Dir oft von unſerem Vater erzählt!“

„O mein Gott!“ jammerte Albin und faltete ſeine Hände zum Gebete.

„Bleibe ſtandhaft, lieber Bruder.“

„Ich bin es ja", verſetzte der Jüngling, dabei weinte er aber in Wahrheit wie ein Kind.

„Unſer Vater", fuhr Marquard fort, „iſt eines von den zahlloſen Opfern, welche die zweihundertjährigen Unruhen in Ungarn verſchlang, er hat mir nie anvertraut, wann und warum er ſich auf Seite des Fürſten Franz Rakoczy ſchlug, allein welche Gründe ihn dazu auch bewogen haben mochten, ſie konnten unmöglich eine Entſchuldigung ſein, denn unſer Vater war nicht nur kein Ungar, ſondern ſtand ſogar in kaiſerlichen Dienſten, ſeine Schuld war daher doppelt groß. Ich zählte, als der Vater ſtarb, erſt zehn Jahre, Du wirſt daher begreifen, daß er mich, ein Kind, in ſeine gefährlichen Geheimniſſe nicht einweihen konnte, indeſſen unterhielt er mich gar oft mit unverfänglichen Erzählungen, die er nie erfand, ſondern ſtets ſeinen Erlebniſſen entnahm. Ich erinnere mich, wie er einſt ſehr viel von der Bedeutung und dem hohen Alter der ungariſchen Thron-Inſignien ſprach und hierauf erzählte, daß die geheiligte Reichskrone, ſo wie die übrigen Inſignien beim Ausbruche der Rakoczy'ſchen Unruhen von Ofen nach Wien in die Schatzkammer gebracht und hier verwahrt wurden."

„Zu welchem Zwecke geschah dieses?“ fragte Albin.

„Die Krone des heiligen Stefan“, lautete die Antwort, „ist für jeden Ungar ein Symbol, ohne welches er sich seinen König nicht denken kann, damit nun dieses Kleinod nicht in den Besitz der Malcontenten gerathe, brachte man es nach Wien in Verwahrung. Doch es blieb nicht so. Neun Jahre darauf, nachdem Kaiser Karl den von Kaiser Josef I. mit dem Fürsten Rakoczy geschlossenen Szathmarer Frieden bestätigte, ließ er den Ungarn zum Beweise seines Vertrauens das Palladium ihres Landes zurückstellen und seit damals befinden sich die Thron-Insignien wieder unter der Aufsicht der Reichskronbewahrer im königlichen Schlosse zu Ofen.“

„Das heißt“, bemerkte Albin, „sie sollten sich dort befinden, in der That aber liegen sie gegenwärtig in der hohlen Buche im Halterthale verborgen.“

„Darum fragt es sich eben.“

„Du wirst doch nicht bezweifeln, was unsere vier Augen sahen?“

„Ich antworte Dir abermals wie vorhin: In einer gewissen Art, ja!“

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder Marquard.“

„Du wirſt mich ſchon verſtehen, ſind wir nur erſt dahin gekommen, einen Endſchluß zu ziehen.“

„Sind wir noch nicht dabei?“

„O nein.“

„Dann bitte ich Dich, fortzufahren.

„Das bewußte Behältniß wurde von dem Baron Falk und ſeinem Diener verborgen.“

„Davon waren wir Zeugen.“

„Der Akt geſchah heimlich und in einer Weiſe, daß man mit Recht ſchließen kann, es handle ſich um ein bereits begangenes oder zu begehendes Verbrechen.“

„Dein Schluß iſt ohnfehlbar.“

„Nehmen wir den erſten Fall an.“

„Nämlich, daß ein Verbrechen begangen wurde.“

„Oder, mit anderen Worten, daß man die Reichs-Kleinodien in Ofen geſtohlen hat . . .“

„O, o, Bruder Marquard, wie wäre dies möglich?“

„Du findeſt alſo einen Diebſtahl unwahrſcheinlich?“

„Bei einer ſo ſtrengen Aufſicht und ſo ſorgfältigen Ueberwachung, wie ſie ohne Zweifel in Ofen von vertrauten und verläßlichen Männern geübt wird, kann

man einen Gegenstand von solchem Umfange unmöglich veruntreuen — und zu welchem Zwecke?"

„Ein Zweck ließe sich ohne Mühe finden."

„Und der wäre?"

„Fürst Franz Rakoczy, dem auch unser Vater anhing, starb wohl vor zwei Jahren in Rodosto in Bessarabien, er hinterließ jedoch einen einzigen Sohn, welcher den Namen Josef führt. Dieser besitzt nun in Ungarn ohne Zweifel einen, wenn auch nicht so bedeutenden Anhang, wie sein Vater; wenn nun Fürst Josef Rakoczy im Momente, wo der Türkenkrieg ausbricht, die ungarischen Reichskleinodien in die Hände bekäme und sich wie sein Vater gegen den Kaiser erhöbe, so wirst Du leicht begreifen, daß der Besitz der Thron-Insignien für ihn von unschätzbarem Werthe wäre."

„Ja wohl begreif' ich's jetzt, allein wozu hätte man in diesem Falle die Kiste nach Mauerbach gebracht? was hat der Baron Falk damit zu schaffen?"

„So denke auch ich, lieber Albin, und diese gerechten Bedenken, so wie die sorgfältige Ueberwachung der Reichskleinodien in Ofen, ferner der Umstand, daß ein so unerhörtes Verbrechen nicht verschwiegen

bleiben würde, endlich die Thatſache, daß die im Halterthale verborgenen Thron-Inſignien keineswegs jenes alterthümliche Gepräge und Anſehen haben, wie ſie, den Angaben unſeres Vaters nach, in der That beſitzen, das, Alles zuſammengenommen, veranlaßt mich zu dem Schluſſe, daß noch kein Verbrechen begangen wurde."

„Das heißt?"

Daß die Reichskleinodien ſich noch wohlbehalten in Ofen befinden." —

„Und jene in dem hohlen Baume?"

„Müſſen, vorausgeſetzt, daß meine Schlüſſe richtig ſind, unecht ſein."

„O, o!" rief der Jüngling aus, von dem erlangten Reſultate auf's Höchſte überraſcht.

In der Unterhaltung der Brüder trat jetzt eine minutenlange Pauſe ein, welche Albin dazu benutzte, ſich in dem durch das Geſpräch eröffneten neuen Ideenkreiſe zu orientiren, während Marquard ernſt und ruhig daſaß, den Bruder nicht aus dem Auge ließ und den Moment abwartete, die Unterredung fortzuſetzen.

Seine Miene verrieth, daß er mit ſeinen Combinationen noch nicht zu Ende war.

„Biſt Du in der Verfaſſung, die Unterhaltung fortzuführen", frug er hierauf den kleinen Blondkopf.

Das tiefblaue Auge des Jünglings erweiterte ſich, ſeine geiſtige Spannung kennzeichnend.

„Du fragſt, ob ich in der Verfaſſung bin?" antwortete er, „von Dir allein hängt es ab, ob Du würdig erachteſt, ein Kind weiter aufzuklären. Ach, Bruder Marquard, ich habe meine Unerfahrenheit und Unwiſſenheit noch nie ſo lebhaft gefühlt, wie heute. Und ich wollte kein Kind mehr ſein? O, Baron Falk hatte Recht, mich einen Knirps zu ſchelten, ich bin noch weniger wie ein Knirps, ich bin ..."

„Ereifere Dich nicht", fiel ihm der Andere lächelnd in's Wort, „wir werden dieſen Gegenſtand ein nächſtes Mal erörtern ..."

„O, was bedarf es da noch einer Erörterung? Ich bin ein vierzehnjähriger Balg mit hohlen Schädelknochen, ſonſt nichts; nun hab' die Güte fortzufahren, ich lebe in dieſer Stunde nur, um Dich anzuhören."

Marquard begann wieder:

„Wir ſind zu dem Reſultate gelangt, daß die Thron-Inſignien in der hohlen Buche im Halterthale unecht ſeien, unecht nicht etwa in Betreff ihres

reellen Werthes, denn Gold und Edelsteine daran lassen nichts zu wünschen übrig, sondern unecht in moralischer Hinsicht, sie sind bloß Copien der wirklichen Thron-Insignien in Ofen, ob mehr oder weniger treu, könnte man erst entscheiden, wenn man sie mit dem Originale vergliche. Alles, was ich hier als gewiß und bestimmt annehme, setzt voraus, daß unsere früheren Schlüsse, auf deren Grund wir dies Kartenhaus aufgeführt, auch richtig sind."

„O, es ist kein Kartenhaus!" rief Albin wie begeistert, „Du wirst sehen, Marquard, es ist kein Kartenhaus! Doch erlaube mir einige Fragen. Die Thron-Insignien im Halterthale sind unecht, gut, ich zweifle nicht daran, sie müssen aber doch entstanden sein, auf welche Weise?"

„Sie wurden ohne Zweifel von einem geschickten Goldarbeiter verfertiget."

„Um dies zu können, mußte der Künstler die echten Insignien als Muster vor sich liegen haben."

„O nein, er bedurfte bloß einer treuen Farbenzeichnung sammt einer Beschreibung." —

„Ah, nun begreife ich, solcher Zeichnungen und Beschreibungen gibt es vermuthlich mehrere."

„Ohne Zweifel.“

„Die Arbeit muß aber gleichwohl eine ſchwierige und eine koſtſpielige geweſen ſein.“

„Gewiß, und daraus folgt, daß die Zwecke, um deren Willen man ſie unternahm, groß und wichtig ſein müſſen.“

„Hältſt Du den Baron Falk für reich genug, ſolche Auslagen zu beſtreiten?“

„Ganz und gar nicht und eben deshalb denke ich, daß er nur ein Werkzeug iſt —“

„Welches im Auftrage eines Zweiten handelt; ſo muß es auch ſein. Er hat die Gegenſtände für einen Anderen anfertigen laſſen, vermuthlich in Wien?“

„Du haſt ſo eben in Deiner jugendlichen Leichtfertigkeit vielleicht die Wahrheit errathen.“

„Bah, warum ſoll denn ein blindes Huhn nicht auch ein Korn finden?“

„Vermuthlich lebt grade in Wien ein geſchickter Meiſter, der zufällig die nöthige Zeichnung und Beſchreibung beſitzt und zu einem ſo gefährlichen Unternehmen die Hand bot.“

„Ja, gefährlich iſt das Unternehmen, denn wer die Thron-Inſignien eines Landes eigens anfertigen

läßt, kann nichts Geringeres im Schilde führen, als ſich zum Könige jenes Landes zu machen."

„Dein Schluß iſt richtig, daraus glaube ich auch jenen zu errathen, deſſen Werkzeug der Baron Falk iſt."

„Auch ich habe darüber meine Gedanken."

„Laß hören, lieber Albin."

„Du ſagteſt vorhin, daß wenn der Fürſt Joſef Rakoczy die ungariſchen Reichskleinodien in die Hände bekäme, während er ſich gegen den Kaiſer erhöbe, ſo wären ſie für ihn von unſchätzbarem Werthe." —

„Ich entnehme dieſer Anführung meiner Worte", unterbrach Marquard den Jüngling, „daß wir einerlei Meinung ſind. Ich wüßte ſonſt keinen Menſchen, für den die in Rede ſtehenden Copien einen ſo hohen Werth beſitzen könnten, wie grade für ihn."

„Wo befindet ſich der junge Fürſt?"

„Bei dem Tode ſeines Vaters lebte er in Rodoſto in Beſſarabien, wo er jetzt iſt, weiß ich nicht, jedenfalls in der Türkei."

„Welches mag nun der Grund ſein, der den Baron veranlaßte, die Kiſte im Halterthale zu verbergen?"

„Auch darüber habe ich bereits nachgedacht."

„Und das Reſultat davon iſt . . .“

„Daß der Baron, Verrath befürchtend, das gefährliche Geheimniß lieber dem Walde anvertraute, wie ſeinem Hauſe.“

„Du glaubſt alſo, daß er die Kiſte vom Halterthale aus ihrem wirklichen Eigenthümer zuſenden wird?“

„Wahrſcheinlich. Doch geſteh' mir, lieber Albin, biſt Du mit den Ergebniſſen unſerer Unterredung zufrieden?“

„Ich bewundere Dich und ſtaune hinterher, wie wir dazu gelangten. Wir wiſſen, daß die Thron-Inſignien in dem hohlen Baume bloß Copien ſind, daß der Baron als Werkzeug eines Anderen ſie vermuthlich in Wien anfertigen ließ, daß dieſer Andere höchſt wahrſcheinlich der Fürſt Joſef Rakoczy iſt, ferner —“

„Ferner“, fiel ihm Marquard in's Wort, „wiſſen wir, daß wir eigentlich gar nichts wiſſen, ſondern bloß eine Menge Folgerungen aufgeſtellt haben, in der Vorausſetzung, daß die Grundannahme eine richtige ſei.“

„Scherze nur, es ſoll Dir nicht gelingen, meine

genommene Anſicht wegzuſcherzen. Indeſſen ſei dem, wie ihm wolle, Einen Nutzen ſchöpfte ich bereits aus der Unterredung.“

„Welchen?“

„Meine Angſt hat ſich verloren. Da die Thron-Inſignien im Halterthale unecht ſind, ſo iſt vorläufig noch kein Verbrechen begangen worden, wir ſind daher, wenn wir ſchweigen, keine Mitſchuldige, folglich nicht ſtrafbar.“

„Wenn aber unſere Annahme ſich rechtfertigt, ſo wird ein Verbrechen beabſichtigt.“ —

„Das müſſen wir verhindern!“ rief der Jüngling raſch entſchloſſen.

„Ich bin neugierig“, verſetzte Marquard launig, „wie Du es anſtellen wirſt, den Fürſten Rakoczy von einem Aufſtande zurückzuhalten?“

Albin ſtutzte, doch die ſcherzhafte Einſprache des Bruders brachte ihn nicht außer Faſſung, ſein Verſtand kam ihm raſch zu Hilfe.

„Ich werde den Fürſten Rakoczy von einem Aufſtande nicht zurückhalten“, rief er lebhaft, „aber die Kiſte ſoll nicht in ſeinen Beſitz gelangen, er ſoll die für ihre Krone begeiſterten Ungarn nicht täuſchen,

das Volk ſoll vor einem falſchen Diadem nicht niederknieen, das Gaukelſpiel muß verhindert werden!“

Marquard umarmte den kleinen Blondkopf, küßte ihn entzückt und ſagte:

„Bruder, Du haſt jetzt geſprochen, wie ein Mann, von heute an ſollſt Du aus meinem Munde nicht mehr den Vorwurf hören, daß Du ein Kind biſt.“

Und launig ſetzte er hinzu: „In früheren Zeiten hat man Männer zu Rittern geſchlagen, kniee nieder, ich werde Dich zum Manne ſchlagen.“

„Ich danke für Deinen guten Willen“, erwiderte der Jüngling, in den Scherz eingehend, „und erkläre mich einſtweilen mit dem bloßen Worte zufrieden. Nun gilt es einen Entſchluß faſſen. Was beginnen wir, um unſeren Vorſatz auszuführen?“

Kaum von der Feſſel Angſt befreit, entfaltete Albin's Unternehmungsgeiſt wieder ſeinen Schwung.

„Bevor wir an die Beantwortung dieſer Frage gehen, wollen wir zwei Dinge feſtſetzen: Erſtens, jeder Eigennutz bleibe uns fern, ein Entfremden jener werthvollen Gegenſtände darf nicht ſtattfinden, und wir dürfen mit ihnen nicht mehr in Berührung kom-

men; zweitens muß jede Angeberei aus dem Spiele bleiben."

„Mit dem Letzteren bin ich vollkommen einverstanden", antwortete Albin, „doch was das Entfremden betrifft, so weiß ich nicht recht, was Du damit sagen willst? Wenn wir jene Gegenstände einfach zerstören und für ewige Zeiten vergraben, so kann doch von einem Eigennutze oder Entfremden keine Rede sein?"

„Du vergissest, daß wir mit der Kiste nicht mehr in Berührung kommen dürfen."

„Dann kann ich mir nicht vorstellen, wie wir zu unserem Ziele gelangen?"

„Ich glaube einen Weg ermitteln zu können, die Idee ist jedoch noch unklar, weil deren Ausbildung von den ferneren Unternehmungen des Barons Falk abhängt, wir werden uns daher auf den Weg nach Mauerbach aufmachen. Statt jedoch über Kirchbach zu gehen, wählen wir die Richtung durch den Passauer Wald."

„Ah, dort ist's ja, wo Du das Abenteuer bestandest?"

„Ich versprach der Marchesa, Dich ihr vorzustellen, und will meine Zusage erfüllen."

Albin willigte mit Freuden in den Vorſchlag.

Das einſame Waldhaus und deſſen Beſitzerin hatte ſchon bei der Erzählung des Bruders ſeine Neugierde erregt und heute noch ſollte dieſes Gefühl Befriedigung finden.

Die Brüder verließen ihre Wohnung — im nächſten Kapitel treffen wir ſie bei der Marcheſa Vendetta.

Dreizehntes Kapitel.

Die Brüder Depaul und die Marcheſa Vendetta. Ein Traum und ein Auftrag.

Ein heftiges Unwetter war heraufgezogen.

Der Sturm raſte wie ein trunkener Vogt, der über ſein Opfer herfällt, der Wald rauſchte auf unter deſſen Mißhandlung, Blitze durchfuhren die Luft, ſich gleichſam überzeugend, ob der peitſchende Orkan ſeine Pflicht übe, und der rollende Donner verkündete das fortdauernde Grollen des grimmigen Gebieters. Und

damit dieſer Züchtigung auch die Thränen nicht fehlen, begannen Regentropfen herabzufallen, immer größer, immer dichter.

Wäre der Aberglaube den Brüdern Depaul nicht gänzlich fremd geweſen, ſie hätten vielleich ein böſes Vorzeichen darin erblickt, daß der erſte Eintritt Albin's in das Waldhaus der Marcheſa Vendetta während eines ſolchen Unwetters geſchah.

Wir treffen heute die Dame zum dritten Male, doch uns dünkt es, als hätten wir ſie eben erſt verlaſſen; der Platz, wo ſie ſitzt, iſt nicht gewechſelt, wieder oder noch immer trägt ſie das ſchwarze Kleid, den undurchdringlich ſchwarzen Schleier.

Das Gemach iſt hell erleuchtet, denn ſchon iſt der Abend angebrochen und das Wetter half ihm eifrig den letzten Lichtreſt des Tages verſcheuchen.

Marquard und Albin wurden ohne Zögern bei der Marcheſa eingeführt.

Merkwürdiger Zufall!

In der nämlichen Sekunde, wo der Jüngling vor die Dame trat, erſchütterte ein fürchterlicher Donnerſchlag das alte Jagdhaus bis in ſeine Grundfeſten, die Fenſter klirrten und die Marcheſa ſtieß

einen Schrei aus, einen Jubelſchrei des Wahnſinns, wie wenn irgend ein Phantom des kranken Gehirns zum Lachen aufreizt.

Und noch iſt der Schrei nicht verklungen, ſo ſpringt die ſeltſame Frau auch ſchon vom Stuhl — man hätte meinen ſollen, ein Schlange ſtürze ſich bäumend auf ihr Opfer — und ſchließt den blonden Jüngling in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz — an welch' ein Herz! — und küßt ihn.

Trotz des dichten Schleiers fühlt Albin das fieberiſche Glühen der Lippen.

Und während die Frau den Jüngling an ſich drückte, küßte, während ihre Arme ihn umklammerten und alle ihre Lebensgeiſter nur in einer einzigen Idee aufgingen, durchjubelte eine Stimme ihre Bruſt: „Jetzt umfange ich ihn, jetzt ſoll keine Macht der Welt mir ihn entreißen!"

Wer die Frau und ihre entſetzlichen Pläne kannte, wem ein Blick in die dumpfe Nacht ihres Herzens gegönnt war, der konnte recht wohl entziffern, was in ihrem Aufſchrei, in ihrer Umarmung und in ihrem Kuſſe lag.

Seltſamer wunderbarer Weiſe fühlten die Brüder

von der Marcheſa ſich angezogen. So räthſelhaft ſind manchmal Herzen organiſirt, daß ſie, ſtatt abgeſtoßen zu werden, ſich hinneigen. Das Blendwerk der Seele wirkte auch auf die Sinne; der Aufſchrei der Dame ſchien ihnen nur ein Ruf der Ueberraſchung zu ſein, aus der Umarmung und dem Kuſſe leuchtete ihnen nur Menſchenfreundlichkeit hervor; ſie wähnten, die Freude gelte irgend einer Erinnerung an vergangene Tage, welche durch den Anblick Albin's wach gerufen wurde.

Zum Theil läßt ſich die angedeutete Täuſchung wohl erklären.

Bei Marquard wirkte die Erinnerung an Editha; ſeine ſtets im Zunehmen begriffene Neigung verklärte nicht nur den Ort, wo er das ſüße Weſen kennen lernte, ſondern auch Alles, was damit in Verbindung ſtand; Marquard erblickte daher die Marcheſa in dem trügeriſchen, Alles verſchönenden Lichte der Liebe.

Albin's ſonſt richtiges Gefühl war dagegen von der Abenteuerlichkeit des Ortes und der Perſon umnebelt; die Erzählung des Bruders hatte ſeine Phantaſie aufgeregt, daher erſchien ihm die Dame von einem romantiſchen Nimbus umfloſſen; des Jünglings körper-

licher und geiſtiger Blick verfingen ſich in dem Gewebe des Schleiers, er war geblendet, ſeine Sinne befangen.

Faſt eine Minute dauerte die Umarmung der Dame, der Donner draußen grollte fort, endlich ließ die Marcheſa ihr Opfer los.

Wir ſagen Opfer, weil dieſes Wort die allein paſſende Bezeichnung gibt.

Um ihr auffallendes Benehmen zu erklären, oder vielmehr zu beſchönigen, ergriff ſie zuerſt das Wort.

„Ich hätte", ſagte ſie freundlich zu Marquard, „Ihren Bruder erkannt, auch wenn er ohne Sie gekommen wäre, er iſt das vollkommenſte Ebenbild ſeiner Mutter, meiner treuen Margaritha."

Marquard konnte über die Glaubwürdigkeit dieſer Aeußerung nicht richten, er entſann ſich ſeiner Mutter nur ſchwach, ihm war es kaum mehr erinnerlich, daß das Haar ſeiner Mutter blond war, wie das Haar Albin's.

Und zu dem Jünglinge gewendet, ſprach die Dame zärtlich und mit ſchmeichelnder Liebkoſung: „Komm an meine Seite, mein Sohn, Du wirſt müde ſein, Du fürchteſt doch eine unglückliche Frau nicht?"

„Ich fürchte keinen Mann, um ſo weniger eine Frau“, entgegnete Albin, am wenigſten fürcht' ich Jemanden, der unglücklich iſt.

Mit dieſen Worten nahm er an der Seite der Marcheſa zutraulich Platz, Marquard ihnen gegenüber.

„Du biſt alſo recht muthig, mein Sohn?“ fragte die Dame weiter.

„Bruder Marquard wird mir das Zeugniß geben, daß ich kein Feigling bin.“

„Du liebſt wohl Deinen Bruder recht innig?“

„Wie man einen Bruder liebt, wenn man weder Vater, noch Mutter hat, und ihn zum einzigen Verwandten und Freunde beſitzt.“

„Sie verzeihen wohl, Herr Marquard“, wendete ſich die Marcheſa an dieſen, „daß ich Sie momentan, wegen Ihres jüngeren Bruders, vernachläſſige, ich betrachte Sie wie einen älteren Bekannten, er iſt ein neuer Gaſt in meinem Hauſe.“

Die Dame griff nach dem nahen Schellenzug und zog die Glocke.

Suſanna trat ein.

„Die beiden Herren ſind über Nacht meine Gäſte!“

Die Zofe entfernte ſich.

Ein neuer Zufall kam den Abſichten der Dame zu Statten.

Sie hatte Albin „meinen Sohn“ genannt, dann einen „neuen Gaſt“, endlich einen „Herrn“, dieſe Bezeichnungen, welche ihn, dem es widerſtrebte, ein „Kind“ zu heißen, plötzlich in die Kategorie eines „Mannes“ verſetzten, ſchmeichelten ihm ungewöhnlich und er begann für die Frau, welche bisher bloß ſein Intereſſe erregt hatte, eingenommen zu werden.

Marquard verſicherte der Dame, er fühle für den jüngeren Bruder eine ſo zärtliche Liebe, daß er nur ihm den Vorzug gönne, den ihm die gnädige Marcheſa einräume.

„Der Anblick Ihres Bruders hat mich tief ergriffen, ſeine Aehnlichkeit mit Margaritha rief mir deren Bild lebhaft in's Gedächtniß und verſetzte mich im Geiſte wieder in vergangene Zeiten zurück, in Zeiten, wo auch ich jung und glücklich war.“

Wie Jeder, der die Marcheſa ſprechen hörte, ſo hielten auch die Brüder ſie für eine keineswegs bejahrte Dame, der Wohlklang einer ſympatiſchen Stimme ließ ſie viel jünger erſcheinen, als ſie wirklich war.

Und Albin mit ihrem Arme umſchlingend, fuhr die Dame fort:

„Lebhaft, wie noch nie, fühle ich in dieſem Augenblicke den Schmerz, kinderlos zu ſein; was nützt mir mein Reichtthum, wenn kein theueres Weſen ihn mit mir theilt? Beſäße ich einen Sohn, wie dieſen da, ich wäre trotz allen Leiden, die ich erduldet, eine glückliche Frau. Doch, verfuhr auch das Geſchick grauſam mit mir, mein Herz hat ſich nicht verhärtet. Mein Entſchluß ſteht feſt, ich will die treuen Dienſte meiner Margaritha ihren Söhnen vergelten. Wir werden morgen darüber ſprechen, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein.“

„Ach, gnädige Frau“, ſagte jetzt Albin, die Hand der Dame mit Küſſen bedeckend, „wie gütig ſind Sie!“

Er fühlte eine Art Begeiſterung für eine Frau, die ſo unglücklich und dabei ſo gut war.

Die Marcheſa küßte ihm die reine Stirn und erwiderte mit mütterlicher Weihe:

„Wenn von jetzt an nicht alle Annehmlichkeiten des Lebens Dir zu Theil werden, ſo ſoll es meine Schuld nicht ſein.“

Nach dieſen Worten erhob ſie ſich und lud die

Brüder zum Abendmahle ein, welches im Gemache nebenan ſervirt war.

Die Dame, ohne ſelbſt etwas zu ſich zu nehmen, machte die Wirthin mit Anmuth und Grazie, ſie entwickelte eine Innigkeit des Gefühls, welche ſogar Marquard bezauberte, von Albin, der kindlicher, folglich argloſer war, gar nicht zu ſprechen.

Nach und nach begann die Stimmung wärmer, das Geſpräch zutraulicher zu werden.

„Sie müſſen ſich bei mir daran gewöhnen", ſagte die Dame unter Anderem, „mich bei jeder gemeinſchaftlichen Tafel als müßige Zuſchauerin zu ſehen. Der Schleier hindert mich, Nahrung zu nehmen, und ihn in Gegenwart von Männern abzulegen, verbietet mir ein Gelöbniß.

„Ein Gelöbniß?" fragte Albin.

„Der Ton Deiner Stimme verräth mir das Gefühl, welches Dich zu dieſer Frage bewog, Du möchteſt die Gelegenheit kennen, welche mich zu dem Gelübde vermochte? Ich will Dir einſtweilen einige Andeutungen davon geben. Ich war eine junge, reiche, angeſehene Dame, als mich der lügneriſche Verrath eines Mannes, an dem ich mit ganzer Seele hing,

in die Nacht des Kerkers warf. Des Kaiſers Machtſpruch verurtheilte mich, lebenslang hinter Feſtungswällen zu ſchmachten. Dort war es nun, wo ich gelobte, wenn mir noch einmal die Freiheit werden ſollte, das Antlitz, an deſſen Schöne der Verräther ſich ergötzt, für mein ganzes Leben vor allen Männern zu verſchleiern. Ich wurde frei und ich halte mein Gelöbniß."

Die Brüder ſchenkten dieſer Angabe vollen Glauben; ſie ſahen in der Marcheſa das Opfer irgend einer politiſchen Intrigue, eine Märtyrerin, was die Sympathien für ſie noch mehr ſteigerte.

Als die Nacht vorgerückt war, hob die Dame des Hauſes die Tafel auf; die Brüder erhielten zwei aneinanderſtoßende Cabinette angewieſen und begaben ſich, entzückt von der Liebenswürdigkeit der Herrin, zur Ruhe.

Und die Marcheſa?

Hochaufgerichtet, mit einer majeſtätiſchen Haltung betrat ſie ihr Schlafgemach.

Die Glühhitze und Aufregung ihres Blutes war ungeheuer — es jagte wie kochendes Oel durch die Adern.

Jetzt, wo ſie die Maske ungeſcheut von ſich werfen durfte, jetzt erſt überließ ſie ſich wollüſtig dem Toben ihrer Gefühle.

Sturm draußen — Sturm in ihrem Inneren.

Nacht draußen — Nacht in ihrem Herzen.

Kurz nach ihrem Eintritte warf ſie ſich auf ein Sopha, doch hier duldete es ſie nicht, das Gewoge in ihrem Buſen ſchien als bewegende Kraft den ganzen Körper aus der Ruhe zu zwingen, ſie erhob ſich und ſchritt auf und nieder.

Aber ſelbſt während dieſes Ganges konnte man an ihr eine zweite, wir möchten ſagen, lokale Bewegung wahrnehmen, die Ueberfülle der erwähnten Kraft machte den Körper bald zucken, bald beben; die Strömung der Flut ſetzt das Mühlrad in Lauf, wenn die Gewalt dieſer Strömung eine gewiſſe Gränze überſchreitet, dann dreht das Rad ſich nicht nur im Kreiſe, ſondern es ſchwankt gleichzeitig bald nach rechts, bald nach links.

Die Mechanik der Gefühle iſt dieſelbe, wie die der ſtarren Körper.

Und wie das Blut durch die Adern, jagten die Gedanken durch den Kopf. —

Gedanken — ſie ſchlummern geheimnißvoll, Embryonen gleich im Gehirn — ein räthſelhafter Impuls, ein elektriſcher Funke, und ſie ſind wie der Blitz geboren und durchfahren wie der Blitz den Raum.

Welches aber waren während des Gefühlsſturmes die Gedanken der räthſelhaften Frau?

Wir wollen den ſtummen Monolog — denn wie hätte ein körperliches Sprachwerkzeug dem Ideenflug ſchnell genug zu folgen vermocht — aufzeichnen:

„Der erſte Schritt iſt gethan, der Zufall führte mir das Rachewerkzeug in die Arme, ich umklammere es, und keine Gewalt ſoll mich von ihm trennen, bis ich vollbracht, wonach meine Seele dürſtet, woran jede Fiber meines Lebens hängt.“

„Ich will dieſes Kind mit tauſend Feſſeln an mich ſchmieden, ich will ſein Herz gewinnen, ſeinen Sinnen ſchmeicheln, ſeine Leidenſchaften wecken, ſeinen Fehlern liebkoſen, es ſoll in mir die Beſchützerin, die Freundin, die Mutter lieben, verehren, anbeten, und dieſe Liebe ſoll ſein Herz ausfüllen, ſo ganz ausfüllen, daß nur noch für den Haß gegen den Vater Raum in ihm bleibt.“

„Und wenn Albin mir gehört, wenn er nicht mehr von mir laſſen, dagegen den Vater haſſen wird, dann trete ich dieſem entgegen, und die Stunde der Rache hat geſchlagen.“

„Wer vermöchte es zu läugnen, daß der Jüngling das verjüngte Ebenbild ſeines Vaters iſt? und wenn ich mich nicht trüge, ſo iſt er es nicht bloß körperlich, ſondern auch geiſtig. Lebhaft, klug, leicht erregt, muthvoll, und wird er zum Manne, lüſtern und treulos wie ſein Vater.“

„Zum Manne? Nein, nein!“

„Fluch, tauſendfacher Fluch über das Haupt des Vaters, Verderben Jedem, der ſeinem Blute entſproß.“

„Verderben dem Kinde vor den Augen des Vaters und dann Verderben auch dieſem!“

Plötzlich hält die Frau in ihrem Gange ein, ſie ſteht vor dem Betpulte, wo ſie allabendlich um den Preis der gelungenen Rache Verdammniß über ihr Haupt herabbeſchwor, ſie läßt ſich auf die Knie nieder, ſie faltet ihre Hände — doch ſiehe da, heute fehlt ihr die Weihe ſelbſt zu ihrem Gebete.

Sie erhebt ſich wieder, reißt ihre Gewänder von ſich und wirft ſich auf's Lager.

O, der Schlaf, wie weit war er heute von ihr, er floh ſie, verſcheucht von dem düſteren Flügelſchlag ihrer Seele.

Doch was die Natur ihr verſagt, ſoll die Kunſt ihr verſchaffen; auf einem Tiſchchen an ihrem Lager ſteht ein Glas Waſſer, in dieſes läßt ſie einige Tropfen Morphium aus einer Phiole fallen, und leert dann die Flüſſigkeit.

Nach wenigen Minuten legt ſich der Sturm — das Blut verkühlt, verzögert ſeinen Lauf — eine angenehme Betäubung beginnt die Sinne zu umfloren — die Geiſter des Lebens erlahmen, erſchlaffen — das Gehirn ſtellt ſeine Thätigkeit ein, die pſychiſche Aktion hört auf — Marcheſa Vendetta ſchläft.

Dem herbeigezwungenen Schlafe folgte raſch auf dem Fuße der Traumgott:

Welche Geſtalten, welche Bilder!

„Sie, die ſich jetzt Marcheſa Vendetta nennt, iſt eine junge reizende Frau, zu ihren Füßen liegt, Liebe flehend, ein ſchöner Mann, ſie neigt ſich, zieht ihn zu ſich heran und ſchwelgt unter den Wonnen ſeiner Küſſe.“

„Plötzlich blickt ſie empor, eine zweite Dame ſchreitet heran, anmuthiger wie ſie, jünger wie ſie.“

„Der Cavalier wendet ſich der anderen zu, ſinkt in ihre Arme und verſpottet jene, die ihn eben umſchlang.“

„Grimm und Zorn bemeiſtern ſich der Verlaſſenen, ſie ergreift die verhaßte Nebenbuhlerin am Arme, zerrt ſie mit ſich fort, zwingt ihr einen Degen in die Hand und fordert ſie zum Zweikampfe heraus.“

„Der Kampf bleibt ohne Reſultat, Zorn und Eiferſucht lodern fort.“

Die Marcheſa Vendetta macht eine heftige Bewegung auf dem Lager, doch ſie erwacht nicht, ſondern träumt fort:

„Vor ihr ſteht ein Mann, ſeine Rechte iſt mit einem Dolche bewehrt, ſeine Linke hält eine Börſe mit Goldſtücken. Ein Bravo iſt's, den ſie gedungen, daß er mit Hilfe ſeiner Genoſſen den treuloſen Cavalier ermorde, wie vor ihm zwei andere Liebhaber.“

„Die Scene wechſelt, es iſt finſtere Nacht, die Marcheſa ſieht die drei Banditen den Cavalier auf offener Straße anfallen, er vertheidiget ſich, tödtet einen von ihnen und jagt die anderen in die Flucht.“

„Nun erfüllt Angſt ihre Seele, ſie zittert vor der Strafe, die dem Verbrechen auf dem Fuße folgt.

Geräuſch von Schritten dringt in ihr Ohr, Bewaffnete umringen ſie, der Anführer verkündet ihr, daß ſie auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers lebenslang zur Haft nach Kufſtein verurtheilt ſei. Der Cavalier, der treulos ſie verließ, war ihr Ankläger, er ſteht in der Nähe und weidet ſich nun an ihrem Schickſale."

„Sie hat ihn erblickt, hält ihm die krampfhaft geballte Rechte entgegen und ſpricht die Worte: „General, der Weg, welchen ich antrete, iſt Ihr Werk; der Streich, den mein Haß geführt, iſt fehlgegangen, wenn ich dazu komme noch Einen zu führen, werden Sie mir nicht entgehen."

Und die Marcheſa Vendetta macht wieder eine heftige Bewegung auf dem Lager, aber ſie erwacht auch davon nicht, ſondern träumt weiter:

„Ein düſteres Gemach innerhalb einer Feſtungs-Baſtion, vergitterte Fenſter, eiſenmontirte Thür! Jammer und glühende Racheſchwüre beſtürmen ihr Herz, ſie ringt die Arme und ſucht nach Freiheit — auf einmal erſcheint eine junge Frau, die Gattin des neuen Kerkermeiſters, und übergibt ihr eine Feile und eine

Strickleiter. — Die Marcheſa mit hochpochender Bruſt durchſägt drei der Gitterſtäbe, befeſtigt die Leiter, windet ſich durch die Gitteröffnung und läßt ſich, über einem Abgrunde ſchwebend, hinab. Alles Blut weicht gegen das Herz zurück, die Sehnen ſind geſpannt, der Odem pfeift aus der angſtumſchnürten Kehle, das Ende der Leiter iſt erreicht, doch ein Raum von zwölf Schuhen trennt ſie noch von der ſicheren Erde, ſie zagt, der Gedanke an ihre Rache flößt ihr Muth ein, ſie öffnet die Hand und ſtürzt hinab."

Die ſchlafende Marcheſa ächzt, ſtöhnt, wirft von einer Seite ſich auf die andere, aber ſie erwacht noch immer nicht, ſie träumt weiter:

„Die Marcheſa flieht, die Furcht, eingeholt und wieder in die Feſtung geſchleppt zu werden, ſowie ihr Racheplan beflügeln ihren Fuß, plötzlich hält ſie an, ein Gedanke iſt in ihr erwacht. Soll ſie, die Flüchtige, die Rachedürſtende, weder von jenen, die ihr gefährlich, noch von dem, den ſie bedroht, erkannt werden, ſo muß ſie den Namen ändern und ihr Antlitz unkennbar machen. Die Wuth nach Rache ſtählt den zitternden Arm, ſie zaudert wohl, aber ſie entſchließt ſich doch. Sie taucht ihr Tuch in eine ätzende

Flüſſigkeit, drückt zwei hohle Nußſchaalen als ſchützendes Gehäuſe über die Augen und preßt an den übrigen Theil des Antlitzes das naſſe Tuch. Die Haut ziſcht auf wie glühendes Eiſen in's Waſſer getaucht. — — —

Die Schlafende ſchreit auf vor Schmerz, fährt empor — jetzt erſt erwacht ſie.

Die Erinnerung an ihre ſelbſtzerſtörte Schönheit wirkte ſelbſt im Traume ſo ſchreckhaft auf ſie, daß ſie ſogar den feſteſten Schlaf, den Schlaf durch ein Narkotikum unterbrach.

Die Marcheſa iſt erwacht, ſie ſtaunt über den Traum, der an ihr die ganze Vergangenheit treu wie in einem Zauberſpiegel vorübergeführt.

. . . . . .

Wer aber war dieſe Frau, die ſich jetzt Marcheſa Vendetta nennt?

Wer iſt der Cavalier, den ihre entſetzlichen Pläne bedrohen?

Die Frau nannte ſich vor ihrer Verſtümmelung **Siona Gräfin von Olonne.**

Der Cavalier war der frühere kaiſerliche General

Alexander Graf von Bonneval, jetzt **Osman Baſcha,** der Renegat.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

In derſelben Nacht unterſuchte der Rekrut Hans Bergmann von Hohen-Ems-Küraſſier den Briefverſteck in der Nähe der Klauſe im Halterthale, um ſich zu überzeugen, ob Walter das hineingelegte Schreiben bereits abgeholt habe?

Wie wir wiſſen, war dies in der That geſchehen — doch lag bereits ein zweiter Brief darin, welchen Bergmann mitnahm und deſſen Inhalt, wie folgt, lautete:

Mein lieber Herr Sohn,
Graf de la Tour! *)

„Ohne die Rückkehr Walter's mit Deiner Antwort abzuwarten, ſende ich Dir dieſe Zeilen durch einen expreſſen Vertrauten.“

*) Graf de la Tour war nur einer der natürlichen Söhne des Grafen von Bonneval. Wie der Vater gehörte auch er zu den unverſöhnlichſten Feinden Oeſterreichs. Ein zweiter natür-

„Ich trug Dir in meinem letzten Briefe auf, Dich nach einer gewiſſen Familie Depaul zu erkundigen. Heute erfuhr ich nun zufällig von einem nach der Abreiſe des öſterreichiſchen Botſchafters Talman zu uns übergetretenen Kanzelliſten, daß der alte Depaul, ſchon vor Jahren des Einverſtändniſſes mit Rakoczy überwieſen, durch den Henker endete, und daß ſein Weib bald darauf aus Gram darüber ſtarb."

„Es hinterblieben zwei Kinder, Marquard und Albin, der Letztere muß jetzt genau vierzehn Jahre alt ſein."

„Ich trage Dir auf und verpflichte Dich, den Jüngling aufzuſuchen und ihn durch alle Mittel, die Dir zu Gebote ſtehen, zu bewegen, daß er Dir hieher folge."

---

licher Sohn Bonneval's, der Renegat Suleiman, wurde deſſen Nachfolger als Kommandant der Bombardiere u. ſ. w. (Siehe den Bericht des öſterreichiſchen Botſchafters Penkler vom Juni 1746). Ich habe in meinem Romane: „Der Graf von Bonneval" der natürlichen Söhne des Grafen abſichtlich nicht erwähnt, um Niemandes Aufmerkſamkeit auf dieſe intereſſanten Perſönlichkeiten zu lenken.

Breier.

„Scheue weder Koſten, verſchmäh' keine Liſt, ſcheu' ſelbſt keine Gewalt, um dieſen meinen Wunſch zu erfüllen."

„Sobald Du Albin's ſicher biſt, tritt mit ihm die Reiſe hieher an, je eher Du zu Stande kommſt, deſto angenehmer wird es mir ſein. Selbſt wenn Deine anderweitigen Miſſionen gelöſt ſein ſollten, genügt dieſe Angelegenheit, Dich bis zu ihrer Löſung in Wien zurückzuhalten."

„Wie in Allem, vertrau' ich auch hierin Deinem Scharfſinne, Deiner Thätigkeit und Deiner Liebe zu mir."

„Ich verbleibe Dein

treuer Vater

Osman Baſcha. (A. G. v. B.)

. . . . . .

Zur Zeit, als wir den jüngſten Beſuch des Grafen von Dolabella bei der Marcheſa Vendetta erzählten, ſchloſſen wir das Kapitel mit der Bemerkung, daß gar bald Tiger und Schlange ſich feindlich gegenüberſtehen würden.

Der Leſer kennt nun die Urſache des Con flictes.

Was er in dieſer Richtung unſerer Erzählun zu erwarten hat, iſt vorerſt der Kampf um ei Kind.

Ende des erſten Theils.

Druck von C. Guthſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtraße 81.